

Editorial

Heft 56 unserer „Mitteilungen“ spiegelt in beträchtlichem Maße die Debatte auf unserer 28. Jahresversammlung am 4. Mai 2019 über die Zukunft der Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv wider. Das vom Bundesbeauftragten für die Stasi-Unterlagen und dem Präsidenten des Bundesarchivs vorgelegte Konzept für „Die Zukunft der Stasi-Unterlagen“ wurde ausführlich besprochen und in zahlreichen Aussagen kritisch bewertet. Die dieser Debatte entwachsene Stellungnahme unseres „Förderkreises“ wird ausführlich in diesem Heft dokumentiert und so auch der wissenschaftlichen Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Damit wollen wir dazu beitragen, eine archivwissenschaftlich fundierte und für die Öffentlichkeit sinnvolle und praktikable statt einer ideologisch motivierten Lösung zu finden.

Debatten sind die Würze wissenschaftliche Auseinandersetzungen. Insbesondere die von Ernst Piper verfasste Biographie über Rosa Luxemburg sorgte für Diskussionen unter Historikerinnen und Historikern. Gerade das Andenken unseres verstorbenen Gründungsmitglieds Prof. Dr. Annelies Laschitzka und die Würdigung ihres Lebenswerkes, das unauf löslich mit Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht verbunden bleibt, verpflichtet uns zur Meinungsäußerung. Deshalb haben wir – diesmal zunächst auf unserer Internetseite www.fabgab.de – unter *Debatte* eine ausführliche und gründliche Auseinandersetzung von Dr. Hartmut Henicke mit dem Buch Pipers veröffentlicht, die wir der aufmerksamen Lektüre anempfehlen.

Neu ist der „wissenschaftliche Beirat“, der unsere Mitteilungen zukünftig unterstützt. Durch Expertise und Vernetzung erstreben wir die Weiterführung unserer Arbeit auf hohem Niveau und mit vielen frischen Mitstreiterinnen und Mitstreitern.

Auch ein neuer Vorstand wurde am 4. Mai nominiert. Mit Dr. Holger Czitrich-Stahl wurde der bisherige kommissarische Vorsitzende nun offiziell gewählt. Neu im Vorstand ist auch Dr. Stefan Heinz, ein anerkannter Gewerkschaftshistoriker. Alle weiteren Mitglieder des Vorstandes finden Sie im Protokoll. Ansonsten lesen Sie auch in diesem Heft die bewährten Anregungen in den Berichten, Dokumenten und Besprechungen.

Herausgeber und Redaktion

INHALT

Editorial	1
<i>Herausgeber</i>	
Archive und Bibliotheken	
Die Bibliothek der Rosa-Luxemburg-Stiftung	4
<i>Uwe Michel</i>	
Gedenkstätte Ernst Thälmann, Hamburg	8
<i>Elisabeth Sukowski</i>	
Stellungnahmen des Förderkreises Archive und Bibliotheken zur Geschichte der Arbeiterbewegung zum Konzept „Über die Zukunft der Stasi-Unterlagen“	11
Besondere Zeitdokumente	
Sargnagel für die Hallstein-Doktrin	17
<i>Siegfried Prokop</i>	
Tagungen und Konferenzen	
Bericht über das Symposium „Die unvollendete Revolution 1918/19“ am 29./30. März 2019 im Haus der IG Metall Berlin.	23
<i>Holger Czitrich-Stahl</i>	
Veranstaltungshinweise	25
Neues aus der Forschung	
Ein vermeintliches Jugendbildnis von Marx' Tochter Jenny oder das Foto einer Unbekannten?	26
<i>Manfred Schöncke</i>	
„Die Ära der Kaninchen ist zu Ende“ – Arbeitsverhältnisse und Arbeitskämpfe bei FIAT-Mirafiori 1962–1973. Dissertationsbericht	31
<i>Dietmar Lange</i>	
Vorträge	
„... endlich einmal mit derben rembrandtschen Farben geschildert“: Marx' Leben und Werk in der Biografik – eine Zwischenbilanz nach dem Bicentenaire	36
<i>Manfred Neuhaus</i>	

Aus dem Vereinsleben

Protokoll der 28. Jahresversammlung des Förderkreises Archive und Bibliotheken zur Geschichte der Arbeiterbewegung e. V. 52

Personalien

Erinnerungen bleiben 58
Ines Mietkowska-Kaiser

Buchbesprechungen & Literaturhinweise

Hans-Dieter Schütt (Hrsg.): Franz Mehring oder: „Der beste zurzeit lebende Publizist“, Dietz Berlin, 1. Auflage 2019 (*Hartmut Henicke*) 61

Koordination „Unvollendete Revolution 1918“, Hrsg.: Die unvollendete Revolution, Berlin 2018 (*Reiner Zilkenat*) 63

Archive des Aktivismus: Schweizer Trotz*kist*innen im Kalten Krieg. Aether.ethz.ch/Ausgabe 2., Herausgeber*innen: Lucas Federer, Gleb J. Albert, Monika Dommann, Intercom Verlag, Zürich 2018 (*Holger Czitrich-Stahl*) 64

Walter Schmidt: Erinnerungen eines deutschen Historikers. Vom schlesischen Auras an der Oder übers vogtländische Greiz und thüringische Jena nach Berlin. Autobiografie (= Autobiographien Bd. 52), trafo Literaturverlag, Berlin 2018 (*Günter Benser*) 67

„Sich treu bleiben ...“. In memoriam Annelies Laschitza (1934 – 2018). 67 Seiten, Helle Panke e.V.: hefte zur ddr-geschichte, Nr. 151, Berlin 2019 (*Dagmar Goldbeck*) 69

Sabine Pannen: Wo ein Genosse ist, da ist die Partei! Der innere Zerfall der SED-Parteibasis 1979–1989, Ch. Links Verlag, Berlin 2018 (*Alexander Amberger*) 70

Archive und Bibliotheken

Die Bibliothek der Rosa-Luxemburg-Stiftung

Die Rosa-Luxemburg-Stiftung (RLS) ist aus dem bereits 1990 in Berlin gegründeten Verein „Gesellschaftsanalyse und politische Bildung e.V.“ hervorgegangen. Heute ist sie eine bundesweit agierende Institution politischer Bildung und ein internationales Forschungszentrum für kritisches Denken und politische Alternativen.

Das Historische Zentrum Demokratischer Sozialismus besteht seit Januar 2017. In ihm sind auf Beschluss des Vorstands der bisherige Bereich Archiv und Bibliothek, die Fokusstelle Rosa Luxemburg sowie das Referat Geschichte zusammengeführt. Seine wichtigste Aufgabe besteht darin, die verschiedenen Fäden der Geschichtsarbeit in der Rosa-Luxemburg-Stiftung zu bündeln. Archiv und Bibliothek sehen sich darin als Ort des kollektiven Gedächtnisses der politischen Grundströmung eines Demokratischen Sozialismus und der Partei DIE LINKE und ihrer Vorgängerorganisationen seit 1989/90.

Seit mittlerweile 20 Jahren stellt die Bibliothek der RLS (Bibliothekssigel: B 1599) mit ihren vielfältigen Beständen eine wissenschaftliche Spezialbibliothek dar.

Als Präsenzbibliothek steht sie der interessierten Öffentlichkeit zur Verfügung. Insgesamt umfasst der Bestand der Bibliothek derzeit über 30.000 Medieneinheiten. Ergänzt wird das Angebot mit über 1.500 verschiedenen Zeitschriftentiteln.

Zudem versorgt sie die Mitarbeiter*innen an allen Standorten der RLS mit Recherchen, Informationen und Literatur. Dazu gehört auch die tägliche Erstellung einer Presseschau zur RLS und der nahestehenden Partei DIE LINKE.

Schwerpunkte der Arbeit in diesem Jahr bestanden auch in der „Sichtbarmachung“ unserer einzigartigen Bestände. Dazu gehört unter anderem die Anzeige des Zeitschriftenbestands in der **Zeitschriftendatenbank** (ZDB) der Deutschen Nationalbibliothek.

<https://zdb-katalog.de/index.xhtml>

Um den Bibliothekskatalog online verfügbar machen zu können, wurde das neue **Bibliothekssystem KOHA** eingeführt, das als Open-Source-Software weltweit in Bibliotheken eingesetzt wird. Nach Abschluss der Datenmigration und einer Testphase ist der **Katalog** Anfang des Jahres

2017 zur Recherche auf der Homepage der Rosa-Luxemburg-Stiftung freigeschaltet worden.

<https://library.rosalux.de/>

Die Bibliothek der RLS (Berlin) ist zentraler Aufbewahrungsort für Publikationen der Partei DIE LINKE und ihrer Quellorganisationen (PDS & WASG).

Derzeit bewahrt die Bibliothek rund 2.500 Monographien sowie ca. 800 Zeitungen und Zeitschriften (analog / digital) verschiedenster Organisationseinheiten der Partei auf. Ein Großteil dieser (grauen) Titel ist im OPAC verzeichnet und so für die interessierte Öffentlichkeit recherchier- und einsehbar.

Die Bibliothek der RLS ist durch dieses Sammelgebiet einzigartig in der Welt. Keine andere Einrichtung kann so dezidiert und umfassend die Publikationsgeschichte der Partei DIE LINKE nachweisen. Des Weiteren befinden sich hier die Abschlussarbeiten der Stipendiat*innen der RLS (meist in elektronischer Form), aber auch Publikationen, die von den Auslandsbüros der RLS veröffentlicht oder gefördert wurden, die sonst in keiner deutschen Bibliothek zu finden sind. Dies macht die Bibliothek der RLS zu einem Ort, der Literatur für die internationale Forschung zu politischen und gesellschaftlichen Alternativen anbietet.

Der thematische Aufbau des Medienbestands der Bibliothek fußt im Wesentlichen auf den drei Hauptsammelgebieten:

- Partei DIE LINKE und ihre Quell-Organisationen (PDS, WASG)
- Rosa Luxemburg
- Veröffentlichungen der Rosa-Luxemburg-Stiftung.

Weiterhin hält die Bibliothek für die Nutzung Medien folgender Themengebiete bereit:

- Materialien zur Idee eines demokratischen Sozialismus
- Theorie und Geschichte linker Bewegungen in Deutschland
- Politische Bildung
- Sozialwissenschaften

Darüber hinaus konnte die Rosa-Luxemburg-Stiftung im Jahr 2006 die Privat-Bibliothek des Wissenschaftlers Johannes Agnoli als Spende in Empfang nehmen.

<https://www.rosalux.de/stiftung/historisches-zentrum/bibliothek/johannes-agnoli-bibliothek/>

Was hat sie, was andere nicht haben?

Das schwerste Buch in der Bibliothek ist sicherlich der im Jahr 2008 im Taschen Verlag erschienene Band „Sämtliche Wandgemälde“ von Diego Rivera. Mit seinen zahlreichen Grafiken, etwa 5 Kilogramm Gewicht und einem halben Meter Höhe stellt es die Bibliothekare wie Bibliotheksbesucher vor größere Herausforderungen in der Nutzung.

Einfacher in der Bereitstellung, dennoch aber besonders, ist die Graphic Novel „Rosa“ von Kate Evans. Das Buch, das von „Independent“ und „Observer“ zum Grafikbuch des Jahres 2018 gekürt wurde, ermöglicht gerade Jugendlichen einen anderen Einstieg in die intellektuelle Welt Rosa Luxemburgs und liegt inzwischen in 6 Sprachen (Englisch, Deutsch, Portugiesisch, Ukrainisch, Hebräisch und Türkisch) vor.

Zur Fortsetzung der Beschäftigung mit Leben und Werk Rosa Luxemburgs bietet die Bibliothek aber auch ihre Briefe und Werke in einem Dutzend verschiedener Sprachen an, was gerade im Vorfeld des 100. Todestages viele internationale Wissenschaftler*innen zum Besuch der RLS-Bibliothek bewegt hat. Besonders im Gedächtnis blieb den Bibliothekaren die Arbeit eines Tänzers des rumänischen Nationalballetts, der sich von Rosa Luxemburgs „Herbarium“ zu einer Choreographie inspirieren ließ und dessen tänzerische Umsetzung eine nicht alltägliche Bibliotheksnutzung kreierte.

Natürlich gehören auch Kostbarkeiten zum Bestand: Dazu gehören „Die europäische Triarchie“ von Moses Hess aus dem Jahr 1841, „Die Lage der arbeitenden Klasse in England“ von Friedrich Engels von 1892 sowie eine Erstauflage von Rosa Luxemburgs „Akkumulation des Kapitals“ von 1913.

Zum Angebot gehört auch die Marx-Engels-Gesamtausgabe (MEGA), die intensiv genutzt wird. Eine junge mexikanische Revolutionärin verriet den Bibliotheksangestellten, dass Marx in Mexiko noch nie als Übersetzung aus der deutschen Sprache publiziert wurde, sondern nur aus der englischen Fassung heraus, was sie veranlasste, mehrere Monate die Originalquellen zu nutzen.

Aber nicht nur historisch Interessierte werden hier fündig: die Abschlussarbeiten der Stipendiat*innen der Rosa-Luxemburg-Stiftung versprechen interessante neue wissenschaftliche Erkenntnisse. Und auch zu aktuellen Debatten, wie etwa zur Klimagerechtigkeit, finden man alleine in englischer Sprache mehr als 50 Publikationen zum Thema aus

Afrika, Asien und Amerika, was einen neuen Blick auf die Welt und die Lösung ihrer Probleme ermöglicht. Ein Besuch lohnt also immer!

Auch Veranstaltungen sind Bestandteil der Bibliotheksarbeit: Unter dem Titel „Linke Literatur im Gespräch“ finden seit 2016 von Ulrike Hempel und Uwe Michel organisierte Buchvorstellungen und Gespräche mit Autor*innen im Salon der Rosa-Luxemburg-Stiftung statt.

Ausgangspunkt dieser Veranstaltungsreihe war der Wunsch, Neuerscheinungen auf dem Buchmarkt bekannter zu machen und den Autor*innen die Möglichkeit zu geben, ihre Bücher einer interessierten Öffentlichkeit vor- und zur Diskussion zu stellen.

Im November 2018 jährten sich der Beginn der Revolution und das Ende des Ersten Weltkriegs zum 100. Mal. Aus diesem Grund standen die Veranstaltungen der Reihe „Linke Literatur im Gespräch“ im Blickwinkel dieser Ereignisse. Darüber sprachen wir im vergangenen Jahr mit Annelies Laschitza, Margarethe von Trotta, Ralf Höller, Hans Modrow, Jochen Weichold und Jörn Schütrumpf. Die Reihe wurde 2019 fortgesetzt mit Veranstaltungen zur Geschichte der türkischen Arbeiterbewegung und über linke Betriebsinterventionen in der BRD nach 1968.

<https://www.rosalux.de/stiftung/historisches-zentrum/bibliothek/linke-literatur-im-gespraech/>

Aktuell finden schon Vorbereitungen für den Umzug in den Neubau der Rosa-Luxemburg-Stiftung, der voraussichtlich ab März 2020 in der Nähe des Ostbahnhofs bezogen wird, statt. Dort wird in der 1. Etage ein neuer, großzügiger Lesesaal für Archiv und Bibliothek entstehen, der die Arbeitsmöglichkeiten weiter verbessern wird.

Die Bibliothek der Rosa-Luxemburg-Stiftung kann während der Öffnungszeiten von Montag bis Freitag von 9:00 bis 12:00 und 13:00 bis 15:00 Uhr genutzt werden. Um vorherige Anmeldung per Mail oder Telefon wird gebeten.

Uwe Michel

Rosa-Luxemburg-Stiftung

Bibliothek

Franz-Mehring- Platz 1

10243 Berlin

E-Mail: bibliothek@rosalux.de

Telefon: (030) 44310-166

Gedenkstätte Ernst Thälmann, Hamburg

1949 brachten Genossen, Überlebende, Kampfgefährten am ehemaligen Wohnhaus Ernst Thälmanns und seiner Familie eine Gedenktafel an. Seitdem finden sich immer wieder Menschen dort ein, um Ernst Thälmann zu ehren und zu gedenken. Die rote Nelke ist die Blume, die überwiegt. Seit diese Gedenkstätte am 18. August 1969 eingerichtet wurde, wird in ihr gekämpft und gearbeitet: Gegen Faschismus und Krieg, denn Thälmann zu gedenken heißt seinen Kampf fortzusetzen und seine Ideen weiterzugeben.

Ehemalige Kampfgefährten Thälmanns, darunter Albert Friedrichs¹, Harry Naujoks², ehemaliger Lagerältester im KZ Sachsenhausen, und Paul Tastesen³ bilden am 17. Juni 1969 eine Arbeitsgruppe mit dem Ziel, in einer Schusterwerkstatt eine Thälmann-Gedenkstätte einzurichten, der ein Kuratorium vorstehen soll. Dabei assistieren einige Genossen aus der nächsten Generation, zu denen Waltraud Paasch, Ursel Ertel-Hochmuth, Tochter von Franz Jacob (Jacob-Bästlein-Abshagen-Widerstandsgruppe), Jan Wienecke und Wilfried Otto gehören.

Am 18. August 1969 wird die "Gedenkstätte Ernst Thälmann" auf einer Kundgebung durch Hein Fink⁴, ehemaliger Vorsitzender der KPD Hamburg, eröffnet. Der Vorsitzende der DKP, Kurt Bachmann⁵, spricht vor dem Thälmann-Haus zu mehreren tausend Hamburgern.

In den 50 Jahren ihres Bestehens wurde die Gedenkstätte des Öfteren vergrößert und umgebaut. Die Dauerausstellung handelt vom Leben Ernst Thälmanns, seiner Jugend, seinem Berufsleben, seiner politischen Arbeit, vom Roten Frontkämpferbund, vom internationalen Kampf für seine Befreiung in aller Welt. Weiterhin wird über die Zeit des Faschismus, das System der Konzentrationslager, die Bombenangriffe auf Hamburg, den Widerstand gegen den Faschismus informiert. So wird die Helmuth-Hübener-Gruppe vorgestellt, in der sich viele Jugendliche zusammengefunden hatten. Ihre Mitglieder wurden wegen Abhörens „feindlicher Sender“ und Verbreitung der Nachrichten verhaftet und ihr Leiter Helmuth Hübener zum Tode verurteilt und hingerichtet.

¹ **Albert Friedrichs** (1904–1980)

² **Harry Naujoks** (18.9.1901–20.10.1983)

³ **Paul Tastesen** (1899–1974)

⁴ **Hein Fink** (1902–1981)

⁵ **Kurt Bachmann** (22.6.1909–23.2.1997)

Ein Dokument zeigt die Mitschrift einer Besprechung und den Befehl, in dem Hitler die Exekution Thälmanns anordnete.

Die Gäste hören an einem Modell den Originalton des Funkspruchs der Kameraden des KZ Buchenwald an die US-Armee. Ein Dokument der US-Armee bestätigt die Selbstbefreiung des KZ Buchenwald.

In den beiden letzten Vitrinen wird die Urnenbeisetzung der Hamburger Widerstandskämpfer gezeigt; damals noch Sozialdemokraten und Kommunisten gemeinsam. Eine Vitrine beinhaltet die Exponate der Thälmann-Pioniere aus der DDR, die der Gedenkstätte in so reichhaltiger Form geschenkt wurden.

Da unmöglich alle Unterlagen ausgestellt werden konnten, mussten viele in unserem Archiv ihren Platz finden. Das Archiv beinhaltet Unterlagen über die Jahre von 1865 bis heute: Unterlagen über den Ersten Weltkrieg, die Novemberrevolution, die ersten Hamburger Bürgerchafts-Berichte aus dieser Zeit mit Reden Thälmanns sowie private Berichte von Hamburger Genossen über „Teddy“.

Seit Eberhard Czichon der Gedenkstätte seine Unterlagen zur Verfügung stellte – er schrieb mit Heinz Marohn den „Thälmann Report“⁶ – gibt es kaum etwas, was man hier nicht findet.

Das Personenarchiv beinhaltet Unterlagen von etwa 2000 Menschen, die im Faschismus verfolgt wurden und gegen ihn kämpften, Hinterlassenschaften und Schenkungen von Zeitzeugen, Schutzhaftbefehle der Gestapo, Parteibücher, Rote Hilfe Mitgliedsbücher, private Fotos und Zeitzeugenberichte, die zum Teil als Ton- und Filmdokumente vorliegen. Es gibt Mikrofilme der Gestapo über Verhaftungen von 1933 bis 1939 aus Altona und Hamburg. NS-Prozesse gegen Mitglieder der KPD, des KJVD, der SAP sowie der SPD und gegen Gewerkschafter.

Weitere Sammlungen existieren mit Unterlagen zum KPD-Prozess und KPD-Verbot nach 1945, nebst Nachlässen von KPD-Vertretern wie Erich "Vatti" Hoffmann⁷ oder Fiete Dethlefs⁸, Flugblätter der FDJ von 1952 sowie Unterlagen über die Berufsverbote in den 1970er und 1980er Jahren. Darunter sind zu nennen die Sammlung von Karl Grunert⁹ mit den Ausgaben der „Weg und Ziel“, dem Funktionärsorgan der KPD Wasserkannte, später Hamburgs. Grunert war Mitglied der Landesleitung der KPD in Hamburg und Aktivist der Gedenkstätte. Paul Tastesen, eben-

⁶ Eberhard Czichon, Heinz Marohn: Thälmann. Ein Report, Heinen, Berlin 2010.

⁷ Erich Hoffmann (13.2.1906–14.2.1959)

⁸ Fiete Dethlefs (1908–1985)

⁹ Karl Grunert (1901–1980)

falls Aktivist der Gedenkstätte, hinterließ Sammlungen zur Nachkriegszeit.

Ein reichhaltiges Zeitungsarchiv beinhaltet z.B. Jahrgänge der „Hamburger Volkszeitung“ bis zum Verbot 1956, der Tageszeitung „Neues Deutschland“, die „Blinkfuer“, und des „Hamburger Echo“, auch einige Einzelexemplare von NS-Zeitungen.

Das Archiv verfügt über eine Fotosammlung, u.a. mit Fotos über Kindergruppen der SAJ, der KPD, der Jungen (Roten) Pioniere. Aus dem Nachlass von Harry Naujoks werden Fotos aus dem KZ aufbewahrt. Einen besonderen Fonds bildet der Foto-Nachlass des Hamburger Genossen und Fotografen Hollmann.

Die Gedenkstätte besitzt eine umfangreiche Bibliothek vor allem mit Werken zu Themen des Marxismus und zur Geschichte der Arbeiterbewegung.

Fast alles findet man aufgelistet auf der Internetseite der Gedenkstätte Ernst Thälmann: <http://www.thaelmann-gedenkstaette.de>

Anfragen zu den Beständen können über die Mailadresse kuratorium@thaelmann-gedenkstaette.de gestellt werden. Wir versuchen sie zu beantworten, so schnell es geht.

Die Gedenkstätte wird durch ehrenamtliche Mitarbeiter geführt. Sie bekommt keinerlei Gelder von der Hansestadt Hamburg. Doch „es gibt uns aber immer noch“ – trotz alledem, seit 50 Jahren. Wir leben von Spenden. Wir sehen es als eine politische Aufgabe diese Materialien zu erhalten und zu veröffentlichen und – es lohnt sich!

Elisabeth Sukowski

Gedenkstätte Ernst Thälmann, Hamburg
Tarpenbekstraße 66
20251 Hamburg

Sie erreichen uns mit dem Bus der Linie 34 vom Hauptbahnhof oder mit der U-Bahn Linie U 1 bis Kellinghusenstraße und von dort mit dem Bus 22 bis Tarpenbekstraße.

Besucher von außerhalb sollten sich bitte telefonisch unter Tel. 040/ 474184 anmelden.

Stellungnahmen des Förderkreises Archive und Bibliotheken zur Geschichte der Arbeiterbewegung zum Konzept „Über die Zukunft der Stasi-Unterlagen“

Sehr geehrte Abgeordnete des Deutschen Bundestages!

Die Jahresversammlung des Förderkreises Archive und Bibliotheken zur Geschichte der Arbeiterbewegung hat sich am 4. Mai d.J. mit dem vom Bundesbeauftragten für die Stasiunterlagen und dem Präsidenten des Bundesarchivs vorgelegten Konzept über „Die Zukunft der Stasi-Unterlagen“¹⁰ beschäftigt.

Grundsätzlich ist die Überführung des Sonderarchivs BStU in das Bundesarchiv zu begrüßen, damit dessen Überlieferungen entsprechend den fachmethodischen Richtlinien des Bundesarchivs erfasst, bewertet und erschlossen sowie unter Nutzung der Vorteile der Digitalisierung archivtechnisch bearbeitet werden. Die im genannten Konzept anvisierte Umsetzung dieses Vorhabens sieht jedoch Maßnahmen vor, die uns im höchsten Maße beunruhigen. Das gilt insbesondere für den Vorstoß, in der Normannenstraße ein „Archivzentrum zur SED-Diktatur“ zu errichten. Damit droht sich die seit langem angestrebte Überführung der Stasi-Unterlagen ins Bundesarchiv in ihr Gegenteil zu verkehren: in eine Angliederung zentraler Überlieferungen der Deutschen Demokratischen Republik und der Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv (SAPMOBArch) an die Stasi-Unterlagen-Behörde an deren Standort und dessen Genius loci unterworfen. Den gesamten Text des Konzeptes durchweht der Atem der BStU und nicht der Geist des Bundesarchivs. Es orientiert sich an den spezifischen, von typischen Archivaufgaben und -gepflogenheiten abweichenden Vorstellungen und Praktiken der BStU und nicht an der Philosophie, den Traditionen und der Praxis des Bundesarchivs.

Unser Verein ist zu dem Ergebnis gekommen, dass dieses Konzept in seiner derzeit unterbreiteten Fassung aus juristischen, archivfachlichen, praktisch-finanziellen sowie kultur- und erinnerungspolitischen Gründen abzulehnen ist. Wir ersuchen die Fraktionen des Deutschen Bundestages dringlich, unsere Argumente zur Kenntnis zu nehmen.

¹⁰Die Zukunft der Stasi-Unterlagen. Konzept des Bundesbeauftragten für die Stasi-Unterlagen und des Bundesarchivs für die dauerhafte Sicherung der Stasi-Unterlagen durch Überführung des Stasi-Unterlagen-Archivs in das Bundesarchiv vom 13. März 2019.

Die Tätigkeit des Bundesarchivs erfolgt auf Grundlage des Gesetzes über die Nutzung und Sicherung von Archivgut des Bundes (Bundesarchivgesetz – BArchG), die der Stasiunterlagenbehörde auf Grundlage des Gesetzes über die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik (Stasi-Unterlagen-Gesetz – StUG). Weitere rechtliche Verpflichtungen ergeben aus dem Erlass des Bundesministers des Innern über die Errichtung einer „Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR“ vom 6. April 1992¹¹, aus den Einbringungsverträgen, die zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der PDS, der die Überlieferungen des FDGB verwaltenden Johannes-Sassenbach-Gesellschaft, der FDJ, dem Frauenbund und weiteren Organisationen abgeschlossen wurden, sowie den im Vorfeld seitens des Ministeriums des Innern gegebenen Zusicherungen hinsichtlich der Eigentumsrechte, der Unverletzlichkeit historisch gewachsener Bestände, der Berücksichtigung bereits bestehender Vereinbarungen mit Organisationen oder Personen. Das Konzept über die „Zukunft der Stasi-Unterlagen“ lässt nicht erkennen, dass sich dessen Autoren mit diesen Rechtsverhältnissen, die teils staatsrechtlicher, teils öffentlich-rechtlicher, teils privatrechtlicher Natur und nicht ohne Weiteres kompatibel sind, befasst hätten und sich dieser Problematik bewusst wären.

Im Bundesarchivgesetz ist das Benutzungsrecht festgeschrieben, das Stasi-Unterlagen-Gesetz gestattet den Zugang nur zu bestimmten Beständen und unter eingeschränkten Bedingungen. Das Bundesarchiv ist grundsätzlich orientiert auf das Erschließen und Bereitstellen der archivalischen Überlieferungen, über deren Interpretation die Benutzer entscheiden. Hingegen ist das BStU wiederholt durch das direkte Eingreifen in das politische Geschehen aufgefallen. Es hat sein tatsächliches oder vermeintliches Wissen benutzt, um personalpolitische Entscheidungen zu beeinflussen oder Funktionsträger zu belasten, was zu Auseinandersetzungen führte, die teilweise vor Gericht ausgetragen werden mussten.

Eine vorgesehene Integration des durch BStU-Gesetz geschaffenen Sonderarchivs in das Bundesarchiv kann nur auf Grundlage des Bun-

¹¹ Gemeinsames Ministerialblatt (GMBL), S. 310. Abgedruckt in: Die Bestände der Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv. Kurzübersicht hrsg. v. d. Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv. Redaktion: Elrun Dolatowsky u.a., Berlin 1996.

desarchivgesetzes (BARCHG) vom 10. März 2017 erfolgen, das dazu einer Novellierung bedarf. Dabei ist dem spezifischen Rechtscharakter der SAPMO-BArch Rechnung zu tragen.

Vom archivfachlichen Standpunkt ist ein „Archiv-Zentrum“, noch dazu ein solches, das nicht unter archivfachlichen, sondern unter politisch-ideologischen Prämissen firmiert, ein Konstrukt, das in der nationalen und internationalen Archivorganisation nicht seines Gleichen hat. Die Wissenschaftslandschaft kennt Archive, Bibliotheken, Museen, Dokumentationszentren und Gedenkstätten, aber nicht deren strukturelle Vermengung in Zentren, denen eine politische Aufklärungsmission zugeordnet ist.

Überdies halten wir die Auswahl der für eine Zusammenführung vorgesehenen Archive (Überlieferungen der BStU, von Opferverbänden, zentraler Bestände der DDR und die SAPMO-BArch) für willkürlich. Sollte es sich um eine Zentralisierung aller die DDR betreffenden Bestände handeln, wären auch die im Freiburger Militärarchiv lagernden Überlieferungen der Nationalen Volksarmee und der Grenztruppen der DDR, das Archiv des Außenministeriums der DDR, die von der Konrad-Adenauer-Stiftung übernommenen Bestände der CDU(Ost) und die von der Friedrich-Naumann-Stiftung übernommenen Bestände der LDPD, Archive kultureller Institutionen sowie weitere Archivfonds einzubeziehen. In die meisten dieser Bestände sind jedoch Überlieferungen integriert, die ein halbes oder ganzes Jahrhundert vor Gründung der DDR entstanden sind und in einem „Archivzentrum zur SED-Diktatur“ absolut nichts zu suchen haben. Eine Zerreißung dieser Bestände verbietet sich jedoch, denn bei der im Zuge der deutschen Wiedervereinigung vorgenommenen Neuordnung des deutschen Archivwesens wurde stets davon ausgegangen und in Verträgen der Bundesrepublik mit den Einbringern von Archiven verankert, dass eine Zersplitterung wertvollen Kulturgutes zu vermeiden und der „archivfachliche Grundsatz der Unverletzlichkeit des historischen Entstehungszusammenhangs“ zu beachten sind.

Eine nicht rückwärtsgewandte, sondern zukunftsweisende Neustrukturierung der Überlieferungen der DDR, würde etwas ganz Anderes erfordern, nämlich eine – wie das auch im Falle der BRD gehandhabt wird – auf den Verwaltungsstrukturen und Provenienzen beruhende Tektonik. Nur so lässt sich dem komplexen Quellenwert der Überlieferungen von Staatsorganen der DDR Rechnung tragen. Es hatte ja seine tiefe Berechtigung, dass im Bundesarchiv als übergreifende Struktur die Abtei-

lung Deutsche Demokratische Republik geschaffen worden ist. Unter diesem einzig dauerhaft aufrechtzuerhaltenden Gesichtspunkt war das am 8. Februar 1950 geschaffene Ministerium für Staatssicherheit (MfS) ein Organ der Regierung der DDR. 1991 hat es nachvollziehbare Gründe gegeben, für die Unterlagen der Staatssicherheit eine besondere, großzügig ausgestattete Behörde zu installieren. An der Schwelle des vierten Jahrzehnts deutscher Einheit sollte indes Normalität Einzug halten und die Überlieferungen des MfS wie die aller anderen Ministerien in die Abteilung DDR des Bundesarchivs eingegliedert werden. Das schließt einen gewissen Sonderstatus des Archivs des MfS innerhalb dieser Struktur nicht aus.

Zugleich ist zu garantieren, dass der Sonderstatus der SAPMO-BArch aufrechterhalten wird. Dieser historisch gewachsene Archivkörper enthält neben Überlieferungen von Parteien und Organisationen der DDR weit in die Geschichte zurückreichende Unterlagen der kommunistischen, sozialistischen und sozialdemokratischen Bewegung, von Gewerkschaften, von internationalen Arbeiterorganisationen, Zeugnisse des antifaschistischen Widerstands und Nachlässe von Persönlichkeiten wie Viktor Agartz, August Bebel, Josef Hermes, Gustav Noske, Georg Weerth, um nur einige zu nennen. Diese Überlieferungen stehen in keinerlei Verbindung zum Staats- und Machtapparat der DDR, dürfen aber aus der SAPMO-BArch nicht ausgegliedert werden. Es ist unzumutbar, dass Benutzer sich in ein „Archivzentrum zur SED-Diktatur“ begeben sollen, um derartige Quellen einzusehen.

Überlieferungen der DDR-Opposition, bei denen es sich oft mehr um Sammlungen und Dokumentationen handelt, wären besser aufgehoben in der Stiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur, in die vergleichbare Materialien schon Aufnahme gefunden haben.

Selbstverständlich sind Maßnahmen zum dauerhaften Schutz des infrage stehenden Schriftgutes und audiovisueller Materialien vonnöten. Ausgangspunkt müsste dabei eine Bewertung des Schriftgutes und der Ton- und Bildträger sein. Hingegen sollten quellenkundliche Forschungen den Historikern und anderen Sozialwissenschaftlern überlassen bleiben.

Wer sich auch nur einigermaßen in der deutschen Archivlandschaft auskennt, weiß, welche Riesenmengen an Archiv- und Bibliotheksgut mit dem Vorstoß zur Errichtung eines „Archivzentrums zur SED-Diktatur“ zur Disposition gestellt werden. Für eine Zusammenführung der erwähn-

ten Bestände wären in enormem Maße Magazinkapazitäten, mit moderner Technik ausgestattete Arbeitsplätze, Transportsysteme, Katalog- und Benutzersäle zu schaffen. Und das auf einem Areal, das nicht ohne Weiteres in Gänze verfügbar ist, denn hier existieren unterschiedliche Eigentumsverhältnisse. Die Verlagerung ganzer Archive und Bibliotheken erweist sich erfahrungsgemäß als sehr arbeits- und kostenintensiv, ist nicht leicht verlustlos beherrschbar. Eine Machbarkeitsstudie wäre dringend geboten. Wir sind der Meinung, dass die beträchtlichen finanziellen Mittel und materiellen wie personellen Ressourcen, die zur Realisierung eines solchen Projektes erforderlich wären, zweckmäßiger für die bessere personelle und technische Ausstattung bestehender Archive eingesetzt werden sollten.

Eine Entscheidung über die „Zukunft der Stasi-Unterlagen“ kann der politischen Dimension dieser Problematik nicht ausweichen, zumal diese in dem unterbreiteten Text durchgängig enthalten ist oder zumindest aufscheint. Auch unter Gesichtspunkten der Kultur- und Erinnerungspolitik steht ein „Archivzentrum zur SED-Diktatur“ den tatsächlichen Erfordernissen entgegen. Studien ausgewiesener Wissenschaftler, Statements von Politikern unterschiedlicher Richtung haben in jüngerer Zeit übereinstimmend darauf aufmerksam gemacht, dass der bisher dominierende Umgang mit der Geschichte der DDR nicht dazu angetan ist, die deutsche Einheit zu vertiefen. Große Teile der ostdeutschen Bevölkerung, auch zahlreiche Vertreter der nachwachsenden Generation, verweisen auf den Widerspruch zwischen ihren eigenen Lebenserfahrungen und dem offiziell vermittelten Bild von der Lebenswirklichkeit in Ostdeutschland. Sie sehen ihre Lebensleistung nicht gewürdigt, betrachten sich als Deutsche zweiter Klasse. Das hat seine Ursachen in der nach wie vor existierenden Ungleichheit der Lebensverhältnisse, aber auch in einer überbordenden Kampagne zur Dämonisierung der DDR. Deshalb wird zunehmend eine gesamtgesellschaftliche Betrachtung der DDR einschließlich der Alltagserfahrungen ihrer Bürger gefordert, wobei auch Defizite und negative Begleiterscheinungen der Eingliederung der ostdeutschen Bundesländer mit den Blick zu nehmen sind und Fehlentwicklungen, wie sie beispielsweise durch das Agieren der Treuhänder verursacht wurden, aufgedeckt werden sollten.

Demgegenüber orientiert sich das vorgelegte Konzept (kulminierend in der Benennung des geplanten Archivzentrums) völlig einseitig auf Machtgebrauch und Machtmissbrauch. Es reduziert die Geschichte der

DDR auf diese unbestritten kritikwürdige und nie aus der Erinnerung zu streichende historische Erfahrung. Angestrebt werden Strukturen und Aufgabenstellungen, die auf eine fortgesetzte Delegitimierung der DDR und ihrer staatstragenden Bürger hinauslaufen. Das Konzept ignoriert, dass die bundesdeutsche Demokratie heute nicht durch die verflossene DDR bedroht ist, sondern durch das Vordringen rechtsextremer und rassistischer Bewegungen und Personen und deren Eindringen in Institutionen des Bundes, der Länder und der Kommunen. Ihm liegt eine Diktion zu Grunde, bei der alle mit der Integration der BStU in die Struktur des Bundesarchivs verbundenen Fragen – politisch wie fachwissenschaftlich – unter dem Aspekt der Repression und aus der Sicht der DDR-Opposition angegangen werden. Demgegenüber spielen die vorhersehbaren inhaltlichen, archivfachlichen, technischen und historischen Probleme, die sich aus einer Preisgabe der Sonderstellung der BStU ergeben, so gut wie keine Rolle. Offensichtlich soll in dieser Hinsicht alles beim Alten bleiben.

Schon jetzt sind bedenklich stimmende praktische Folgen absehbar, die sich bei Realisierung dieses Konzeptes einstellen würden.

Einleger von Vor- und Nachlässen haben bekundet, dass sie ihre Deposita einem „Archivzentrum SED-Diktatur“ nicht weiterhin anvertrauen würden. Die Bereitschaft, auf das Einwerben von Vor- und Nachlässen einzugehen, würde mit Sicherheit spürbar nachlassen.

Durch eine Verletzung des Stiftungserlasses der SAPMO-BArch und der Einbringungsverträge ergäbe sich die ernste Gefährdung einer in Jahrzehnten bewährten und weithin akzeptierten Struktur, deren Folgen wir uns gar nicht ausmalen möchten. Es ist für uns nicht vorstellbar, dass die Architekten der neu vereinten deutschen Archivorganisation wie Staatssekretär Franz Kroppenstedt, Ministerialdirektor Sieghart von Köckeritz, Bundesarchivpräsident Prof. Dr. Friedrich P. Kahlenberg oder der Leiter der Projektgruppe Archive Dr. Klaus Oldenhage solch ein Konzept vorgelegt oder gebilligt hätten.

Sehr geehrte Abgeordnete, wir bitten Sie, unsere Einwände ernsthaft zu bedenken und keine Entscheidungen ohne den Rat von Experten zu treffen.

Besondere Zeitdokumente

Sargnagel für die Hallstein-Doktrin

Am 22. Juni 1967 schickte das Mitglied des Politbüros des ZK der SED, Werner Lamberz (1929–1978), per Hausmitteilung an Walter Ulbricht den Mitschnitt einer Sendung des westdeutschen Fernsehens, II. Programm, vom 20. Juni 1967. (Vgl. Faksimile)

 SED HAUSMITTEILUNG				
AN den Ersten: Sekretär des ZK Gen. Walter Ulbricht	VON ABTEILUNG Agitation	DEKTATZEICHEN Ia/Go	DATUM 22.6.67	ERLEDIGUNGS- VERZEICHNIS
<p>Werner Genosse Ulbricht!</p> <p>Als Anlage übermittle ich Dir den Text der Sendung des westdeutschen Fernsehens "Computer für den Kanzler".</p> <p>Mit sozialistischem Gruß</p> <p><i>Werner Lamberz</i> Werner Lamberz</p> <p><u>1 Anlage</u></p>				

SAPMO-BArch DY 30/3564, Bl.123.

In der Sendung, die knapp zwei Wochen nach Israels Sechstagekrieg gegen Syrien, Jordanien und Ägypten stattfand, wird sehr kritisch das Agieren der Bundesregierung unter Ludwig Erhard angesichts der Reise Walter Ulbrichts nach Ägypten vom 24. Februar bis 2. März 1965 beleuchtet, die zum Sargnagel für die Hallstein-Doktrin werden sollte.

Die Beziehungen der Bundesrepublik zu Ägypten verdüsterten sich, nachdem durch einen Artikel in der „Frankfurter Rundschau“ vom 26. Oktober 1964 Details der geheimen Waffenlieferungen an Israel be-

kannt geworden waren. Die BRD lieferte 24000 Mörsergranaten und 150 Panzer-Chassis vom Typ M 48 (ausgediente Bundeswehrpanzer) über den Umweg Italien an Israel. Es war dafür gesorgt, dass die Panzer unterwegs mit neuen Kanonen und neuen Motoren ausgestattet wurden.

Nachdem dies bekannt geworden war, lud die ägyptische Regierung den Staatsratsvorsitzenden der DDR, Walter Ulbricht, zu einem Besuch nach Kairo ein. Alle Bemühungen Bonner Diplomaten, diesen Besuch in letzter Minute zu verhindern, scheiterten letztlich daran, dass sich Ludwig Erhard nicht dazu entschließen konnte, auf die Waffenlieferungen zu verzichten. Ulbricht reiste nach Ägypten. Jedoch verweigerte das NATO-Mitglied Griechenland eine Überfluggenehmigung. Walter Ulbricht reiste deshalb mit seiner Frau Lotte bis Dubrovnik in Jugoslawien. Mit dem Urlauberschiff „Völkerfreundschaft“ fuhren die beiden nach Alexandria. Dort wartete schon Präsident Gamal Abdel Nasser auf die Gäste aus der DDR. 21 Schuss Salut wurden zur Begrüßung abgegeben. Im offenen Cadillac fuhren dann Nasser und Ulbricht, von der Bevölkerung begeistert begrüßt, zum Kube-Palast.

Ägypten und die DDR verfügten über ein paralleles Interessengefüge. Dieses erwies sich jedoch noch „als zu labil, das außenpolitische Hauptziel – die diplomatische Anerkennung und damit die Durchbrechung der Hallstein-Doktrin – in kurzer Zeit zu erreichen.“¹ Zwar wurde aus der Reise Nassers in die DDR nichts mehr, aber die völkerrechtliche Anerkennung durch die VAR erfolgte vier Jahre nach Ulbrichts Besuch. Ägypten gehörte zur Gruppe der Länder, die den Reigen der weltweiten völkerrechtlichen Anerkennung der DDR Ende der 60er/Anfang der 70er Jahre eröffneten. Die inzwischen im Kanzleramt in Bonn installierten Computer konnten dies auch nicht mehr verhindern.

Siegfried Prokop

¹ Ingrid Muth: Die DDR-Außenpolitik 1949–1972. Berlin 2000, S.42.

Das Dokument²:

„Computer für den Kanzler

Meine Damen und Herren, ist der Bonner Regierungsapparat auf der Höhe der Zeit? Wird an der Spitze der Bundesregierung politisch geplant? Werden politische Entscheidungen mit Hilfe von Computern sorgfältig vorbereitet? Der folgende Bericht versucht diese Fragen zu beantworten.

Die Regierungskunst ist alt und die der Bundesregierung ist altmodisch. Von Bismarck, dem Gründer des Reiches, bis zu Ludwig Erhard, dem zweiten Kanzler der Bundesrepublik, hat sich in der Technik des Regierens nichts prinzipiell geändert. Seit langem werden Reformen verlangt, und die Regierung der Großen Koalition bereitet Reformen vor. Was wollen diese Reformen?

Politik soll mehr als bisher geplant werden, mehr als bisher Erkenntnisse der Wissenschaft nutzen. Nicht bloß die wenigen Köpfe an der Spitze der Regierung sollen nachdenken, sondern politische Stäbe und Maschinen sollen es auch für die Regierung tun.

Wer nach dem bekannten Schlagwort die Zukunft meistern will, muß die Zukunft kennen und für die Zukunft gerüstet sein. Wenn mehr wissenschaftlich gedacht und politisch geplant würde, dann soll auch die Politik weniger krisenanfälliger werden, sich nicht von neuen Entwicklungen überraschen, verwirren, besiegen lassen. Als Beispiel einer Krise und der Unzulänglichkeiten unseres Regierens mag die Krise der deutschen Nahost-Politik vom Herbst 1964 bis zum Frühjahr 1965 dienen.

Im März 1960 trifft Bundeskanzler Adenauer den israelischen Ministerpräsidenten Ben Gurion in New York. Hier wird die Grundlage gelegt zu Beziehungen, die später zu geheimen deutschen Waffenlieferungen für Israel führen. Das ist der Keim der Krise vom Frühjahr 1965.

Bundestagspräsident Gerstenmaier versucht in Kairo auszugleichen, nachdem das Waffengeschäft bekannt geworden war und zu arabischen Protesten geführt hat: Offener Ausbruch der Krise. Der deutsche Botschafter in Kairo geht nicht mehr auf seinen Posten zurück. Eine Ver-

² SAPMO-BArch DY 30/3564, Bl.124–126.

mittlungsaktion mit Hilfe des spanischen Diplomaten de Nerva bleibt ergebnislos. Der ägyptische Präsident Nasser setzt die Bundesrepublik unter Druck. Er hat Ulbricht zu einem Staatsbesuch eingeladen.

Es ist ganz selbstverständlich, dass jeder Ulbricht-Besuch in Kairo, auch ein protokollarisch herabgestufter, seine wirtschaftlichen und politischen Gegenmaßnahmen finden muß. Der Bundeskanzler hat heute vor der Auslandspresse erklärt, dass es in der ganzen Welt klar sein müsse, dass die Bundesregierung einen solchen Besuch als feindseligen Akt empfinden muß.

In Wahrheit besteht noch keine Einigkeit über den Kurs der Bundesregierung. (Sprechchöre)

Ulbricht wird in Ägypten demonstrativ freundlich empfangen. Doch hütet sich Nasser, mit der Bundesrepublik zu brechen.

Die öffentliche Meinung in der Bundesrepublik wird immer unruhiger, weil Bonn zu keiner Entscheidung findet. Die Bundesregierung schwankt zwischen dem Druck Nassers und der israelischen Forderung auf Vertragserfüllung. Im Palais Schaumburg tritt das Bundeskabinett zu einer achtstündigen Sitzung über die Krise zusammen. Die Sitzung bleibt ohne Ergebnis. Auf Nassers neue Drohung, in Ostberlin ein Generalkonsulat einzurichten, setzt sich Erhard für den Abbruch der Beziehungen zu Ägypten ein. Der Außenminister ist dagegen.

Der amerikanische, der britische und der französische Botschafter warnen den Bundeskanzler vor einem Abbruch der Beziehungen Bonn-Kairo. Die Westmächte befürchten eine anti-westliche Schwenkung der arabischen Politik. Wieder tritt das Bundeskabinett zusammen. Es berät diesmal fünf Stunden. Doch wiederum kommt es zu keiner klaren Entscheidung des Kanzlers und seiner Minister. Einen Tag später, am Sonntagnachmittag, fällt die Entscheidung. Bonn will die Beziehungen zu Kairo nicht von sich aus abbrechen, aber Israel diplomatisch anerkennen. Bundeskanzler Erhard trifft die Entscheidung allein.

Im Gegenzug brechen die meisten arabischen Staaten mit Bonn. Ihre Botschaften werden geschlossen. Die zögernde Aufnahme diplomatischer Beziehungen zu Israel haben Bonn nicht bloß die Feindseligkeit arabischer Nationalisten eingebracht; die lange Unentschlossenheit der Regierung ließ sie auch in Israel und der westlichen Welt an Achtung verlieren.

Ludwig Erhard nennt die Gründe, warum es damals nicht zu einer schnellen Entscheidung kam.

Frage:

Sie haben in der Nahostkrise die Entscheidung für die Aufnahme diplomatischer Beziehungen zu Israel getroffen, hatten Sie während der Krise eine brauchbare Unterstützung durch das Kabinett? Und gab es für die mögliche Lösung der Krise eine politische Planung der Ressorts oder des Kanzleramtes?

Erhard:

„Nein, das Kabinett wie auch der Bundestag waren hinsichtlich dieser Frage in sich zerspalten und kamen bis dahin auch nicht zu einer klaren Meinungs- oder Willensbildung. Sorgfältig erarbeitete Alternativen, auf die ich mich hätte stützen können, waren nicht vorhanden. Wenn das auch Schwächen des überkommenen politischen Systems sind, so liegt es mir doch fern, mich darüber zu beklagen. Der Bundeskanzler kann immer vor Situationen stehen, in denen er auf sich alleingestellt prüfen und zuletzt entscheiden muß. Das habe ich getan.“

Die Krise begann mit einem politischen Fehler – dem Waffenlieferungsabkommen, das auf Adenauer und Ben Gurion zurückgeht. Es konnte kaum geheim bleiben und konnte auch nicht nach Belieben einfach beendet werden. Notwendig dagegen wäre echte politische Planung gewesen. Sie hätte vier theoretische Handlungsmöglichkeiten prüfen müssen:

1. Keine Waffen mehr an Israel. Für den Ausfall Entschädigung in Geld oder Gütern. Gleichzeitig Aufrechterhaltung der deutsch-arabischen Beziehungen.
2. Keine Waffen mehr an Israel, dafür Wirtschaftshilfe und diplomatische Anerkennung Israels. In einem frühen Stadium der Krise sogar die Erhaltung der deutsch-arabischen Beziehungen trotz diplomatischer Anerkennung

...Senderausfall...

...Parlamentarier, insbesondere die Fraktionsvorsitzenden, auswärtige Mächte, innenpolitische Interessengruppen, die öffentliche Meinung des In- und Auslandes, jeder, der einen Zugang hat zu den Mächtigen in Bonn. Aber all diese mächtigen Einflüsse haben ihr eigenes Interesse im Auge, nicht das der Regierung. Ein politischer Planungsstab legiti-

miert sich nicht zuletzt daran, dass er kein anderes Interesse hat als das der Regierung selbst.

Erste Voraussetzung jeder Entscheidung ist einerseits möglichst vollständige Information, andererseits die Einsicht und die Willenskraft des verantwortlichen Staatsmannes. Über die Person bestimmt der Bundestag bei der Wahl des Kanzlers. Der Kanzler und die Regierungsparteien bei der Wahl der Minister und das Volk bei den Wahlen. Reformiert werden kann nur die Maschinerie, der Apparat, der die für die Entscheidungen wichtigen Daten bereithält.

Der einzige Gebäudekomplex in Bonn, den der Bundesgrenzschutz bewacht, liegt auf der Ecke Adenauer Allee – Görissstraße, weit vom Bundeshaus. Niemand wird ohne Kontrolle zum Palais Schaumburg zugelassen, dem Amtssitz des Bundeskanzlers oder zum Bungalow dahinter, seiner Dienstwohnung oder in eines der Bürohäuser des Bundeskanzleramtes.

Das Palais Schaumburg war vormals die Wohnung einer Schwester des deutschen Kaisers. Es ist eine repräsentative Villa mit wenigen Büroräumen geblieben. Der wichtigste davon ist das Arbeitszimmer des Kanzlers. Hier liest er Depeschen, Eingaben und die Zeitungen. Hier wird ihm, meist von den Beamten, Vortrag gehalten und hier empfängt er die Besucher. Das Bundeskanzleramt ist kein Ministerium, und es hat keine Verwaltungsaufgaben und keine sachliche Zuständigkeit.

Tagungen und Konferenzen

Bericht über das Symposium „Die unvollendete Revolution 1918/19“ am 29./30. März 2019 im Haus der IG Metall Berlin.

In historischem Ambiente, nämlich in dem von Felix Mendelssohn für den deutschen Metallarbeiterverband (DMV) entworfenen Gewerkschaftshaus an der Alten Jakobstraße fanden sich mehr als 100 Teilnehmer im „Alwin-Brandes-Saal“ zur Erörterung historischer und aktueller Konsequenzen aus der Novemberrevolution ein. Die Vorträge und Debatten kreisten um die Verwirklichung der Frauenrechte und der Gleichberechtigung, um Frieden und Abrüstung, um Räte, Wirtschaftsdemokratie und Sozialisierung, nicht zuletzt auch um die aktuellen Herausforderungen für die Beschäftigten und die Politik der Gewerkschaften. Politische Schlussfolgerungen für die Wohnungsfrage, für den Kampf um Beschäftigtenrechte sowie für die Auseinandersetzungen mit Rechtspopulismus und Neonazismus standen ebenfalls auf der Agenda. Überhaupt ging es den Veranstaltern von der „Koordination unvollendete Revolution 1918/19“ sehr um die Verzahnung von Wissenschaft, Politik und Aktion für demokratische und soziale Rechte. Das Grußwort zur Eröffnung hielt die 1. Bevollmächtigte der IG Metall Berlin, Birgit Dietze. Umrahmt wurden die thematischen Panels des Symposiums von Isabel Neuenfeldt, die zum Akkordeon Brechts „Ballade vom toten Soldaten“ oder Tucholsky „Lied vom Kompromiss“ vortrug, und von Klaus Dallmer. Ein erster Höhepunkt war die Ansprache von Lühr Henken (Sprecher des Bundesausschusses Friedensratschlag), der an die Kriegsvorbereitungen vor 1914 erinnerte und sie mit der immer gefährlicher werdenden antirussisch-antichinesischen Aufrüstung des Westens heute verglich. Er forderte dazu auf, den kommenden Ostermarsch zu unterstützen und zu einer Stimme gegen die Unvernunft zu machen. Der Berliner Politikwissenschaftler Bodo Zeuner folgte mit einer differenzierten Einschätzung des „Stinnes-Legien-Abkommens“ vom 15.11.1918, das trotz aller defensiven Momente den deutschen Sozialstaat mitbegründet hat. Es folgte das Panel „Frauenkämpfe um Gleichstellung damals und heute“ mit Beiträgen von Claudia von Gélieu und Silvia Habekost. „Der Kampf

um Sozialisierung und mehr Rechte in Betrieb, Unternehmen und Wirtschaft“ lautete das Thema des ersten sonabendlichen Schwerpunktes. K. Dallmer und Axel Weipert gingen auf den Reichsrätekongress (16.–21.12.18) und die Rätebewegung im Jahr 1919 ein. Marianne Dallmer widmete sich den spontanen Betriebsausschüssen nach der Befreiung vom Hitlerfaschismus und Holger Czitrich-Stahl berichtete über die großen politischen Streiks der Gewerkschaften in der Bizone 1948 und in der jungen BRD bis 1952. Die Frage „Welche Möglichkeiten zur Enteignung und Vergesellschaftung eröffnet das Grundgesetz (Artikel 14 und 15 GG)?“ beantwortete die Richterin a. D. am LAG, Maria Metzke. Aktuell und handlungsorientiert waren die weiteren Vorträge ausgerichtet. Hier ging es um den Berliner Wassertisch, die Kämpfe gegen Outsourcing und Ausgliederungen und für Betriebsräte u.a. bei der Charité. Sowohl Aktivistinnen und Aktivisten als auch der ehemalige Justitiar der IG Medien, Prof. Dr. Henner Wolter, berichteten über ihre Erfahrungen mit dem „Klassenkampf von oben“. Basiswissen über aktuelle Mieterkämpfe und die Enteignungskampagne zur „Deutschen Wohnen“ vermittelten Hermann Werle und Karin Baumert. Werle plädierte für ein integrales Konzept der Wohnungsbauförderung und bezog sich dabei auf die Baupolitik des „Roten Wien“ nach der Revolution in Österreich, Baumert beschrieb die Kampagnenpolitik gegen Zwangsräumungen und für die Enteignung unter der Leitlinie, „Mieterinnen und Mietern zu einem gesellschaftsverändernden Subjekt“ werden zu lassen. Noch zwei Panels folgten: Zunächst sprachen Christian von Gélieu und Benedikt Hopmann zu den 1918/19 erreichten demokratischen und kollektiven Rechten und zu den abhängig Beschäftigten vorenthaltenen, insbesondere dem politischen Streikrecht, das in der Ära Adenauer der Arbeiterbewegung genommen wurde. Hier lagen und liegen zentrale Ansatzpunkte sowohl für gewerkschaftliche als auch für gesellschaftliche Mobilisierung, beispielsweise in Sachen Klimastreiks. Die Bündnischancen müssten genutzt werden.

Den „Kampf gegen rechts“ thematisierten Reiner Zilkenat und die „North-East-Antifa“. Den Abschluss bildete die Diskussion „Wie kann sich eine große soziale Bewegung heute zusammenfinden?“ mit Karin Baumert, Bärbel Lange (Frauenkampfbündnis 8. März), Lühr Henken, Stephan Straßer (ver.di) und Anderen. Es war eine sehr interessante und breit und auf Aktionen angelegte Veranstaltung, deren Initiatoren

weiter „am Ball“ bleiben wollen. Neben unseren Mitgliedern Reiner Zilkenat, Axel Weipert und Holger Czitrich-Stahl als Vortragenden waren weitere Mitglieder des Förderkreises anwesend.

Holger Czitrich-Stahl

Veranstaltungshinweise

Montag, 23. September 2019, 19 Uhr

Revolution und Erwachsenenbildung

100 Jahre Volkshochschule – Ein Blick zurück nach vorn

Vortrag: Prof. Jörg Wollenberg

Ort: Helle Panke, Kopenhagener Str. 9, 10437 Berlin, Eintritt: 2 Euro

Donnerstag, 24. Oktober 2019, 19 Uhr

Gegen den Krieg! Frieden! Freiheit! Brot!

Vortrag: Ottokar Luban

Die im Ersten Weltkrieg nach Holland desertierten Linkssozialisten Carl Minster und Wilhelm Pieck und ihre Agitation für Frieden und Demokratie sowie ihre weitgehend unbekannt gebliebene Zusammenarbeit mit dem französischen Geheimdienst, 1917, 1918

Ort: Kurt-Schumacher-Haus, Galerie (EG), Müllerstr. 163, 13353 Berlin.
In Zusammenarbeit mit dem August-Bebel-Institut Berlin.

Montag, 4. November 2019, 9:30 bis 19 Uhr

"Zweimal Deutschland" – Soziale Politik in zwei deutschen Staaten.

Herausforderungen, Gemeinsamkeiten und getrennte Wege

Symposium in Kooperation von Förderkreis Archive und Bibliotheken zur Geschichte der Arbeiterbewegung e.V., Berlin-Brandenburgisches Bildungswerk e.V. mit Zeitgeschichtlichem Archiv und Helle Panke e.V.

Kosten: 10 Euro / ermäßigt 6 Euro (inklusive Verpflegung)

Programm und Anmeldung: www.helle-panke.de, Tel.: 030/44030884.

Ort: KulturGut Marzahn, Alt-Marzahn 23, 12685 Berlin

Donnerstag, 4. Dezember 2019, 19 Uhr

Die Ära der Kaninchen ist zu Ende! – die Streikbewegungen bei FIAT-Mirafiori in den 1960er und 1970er Jahren

Vortrag: Dr. Dietmar Lange

Ort: Haus der Demokratie u. M., Greifswalder Str. 4, 10405 Berlin

Neues aus der Forschung

Ein vermeintliches Jugendbildnis von Marx' Tochter Jenny oder das Foto einer Unbekannten?

Im Band 31 der Marx-Engels-Werke (MEW) – er enthält die überlieferte Korrespondenz zwischen Marx und Engels von Oktober 1864 bis Dezember 1867 sowie die Briefe, die beide in jenen Jahren an dritte Personen adressierten – haben die Bearbeiter dem Brief von Marx an Engels vom 28. November 1867 als Illustration ein, wie die Bildunterschrift vorgibt, „Jugendbildnis von Karl Marx' Tochter Jenny“ beigegeben (Abb. 1).³ Ähnlich verfahren anderthalb Jahrzehnte später deren englische und russische Kollegen bei der Vorbereitung des Bandes 40 der *Collected Works*. Auch ihre Bildlegende lautet: „Jenny Marx, daughter of Karl Marx. Late 1850's–early 1860s.“⁴ Olga Worobjowa und Irma Sinelnikowa gingen ebenfalls davon aus, dass es sich bei dem in Rede stehenden Foto um ein Konterfei von Marx' Tochter „Jenny, um 1860“ handelt, so auch Manfred Kliem, der das Foto mit der Bildunterschrift „Jenny Longuet, geb. Marx“ versah, während bei Olga Meier schlicht von „Laura“ die Rede ist.⁵

In keiner der genannten Veröffentlichungen gibt es einen Hinweis auf den Fotografen oder eine Begründung der Datierung. Möglicherweise entstand die meines Erachtens unzutreffende Zuschreibung für Jenny Marx, weil die Person auf dem Bild mit einem Kreuz abgebildet ist und Marx' Tochter auf einer von German Fehrenbach aufgenommenen Foto-

³ Der von Ruth Stolz, Heidi Wolf und Renate Merkel unter der Leitung von Walter Schulz bearbeitete Band erschien erstmals 1965 und wird heute vom Berliner Karl Dietz Verlag in vierter Auflage vertrieben.

⁴ Karl Marx, Frederick Engels: *Collected Works*, Vol. 40, Moscow 1983, S. 316/317.

⁵ Siehe Olga Worobjowa, Irma Sinelnikowa: *Die Töchter von Marx*, Berlin 1963; 4., erg. u. überarb. Aufl. 1984, Abb. 6 nach S. 48; Karl Marx. *Dokumente seines Lebens 1818 bis 1883*. Zusammengest. u. erl. von Manfred Kliem, Leipzig 1970, Abb. S. 457; *Die Töchter von Karl Marx. Unveröffentlichte Briefe*. Aus dem Französischen und dem Englischen von Karin Kersten und Jutta Prasse. Ediert von Olga Meier, Köln 1981, Abb. nach S. 172; sowie die Bildlegenden in Friedrich Engels. *Eine Biographie*, Berlin 1970, Abb. nach S. 146, und Karl Marx und Friedrich Engels. *Ihr Leben und ihre Zeit*, Berlin 1978, S. 232.

grafie, wie ihr Vater am 11. Februar 1869 Freund Kugelmann berichtete, tatsächlich „ein polnisches Insurrektionskreuz von 1864“ trägt (Abb. 2).⁶

Gegen Olga Meiers Annahme, es handele sich um ein Konterfei von Schwester Laura, muss ebenfalls Einspruch erhoben werden: Ein Vergleich von Laura Lafargues Porträt im Fragebogen-Album von Schwester Jenny fördert keine Ähnlichkeit mit dem vermeintlichen Jugendbildnis im MEW-Band 31 zu Tage.⁷



Abb. 1: Das vermeintliche Jugendbild



Abb. 2: Marx und Tochter Jenny (Januar 1869)

Der russische Journalist Nikolai Russanow (1859–1939) beschrieb Laura folgendermaßen: „Etwa mittelgroß, schlank, zart, kaum zur Fülle neigend, überraschte sie mich durch die ungewöhnlich zarte Röte ihres rundlichen Gesichts, durch das hochaufgesteckte, golden schimmernde

⁶ Familie Marx privat. Die Foto- und Fragebogen-Alben von Marx' Töchtern Laura und Jenny. Eine kommentierte Faksimile-Edition hrsg. von Izumi Omutra, Valerij Fomičev, Rolf Hecker und Shun-ichi Kubo. Mit einem Essay von Iring Fetscher, Berlin 2005, Abb. 16 nach S. LIII, und Marx an Ludwig [Louis] Kugelmann, 11. Februar 1869, in: MEW, Bd. 32, S. 590.

⁷ Siehe Familie Marx privat, Abb. 3 nach S. 238.

Lockenhaar, durch den ungewöhnlich angenehmen Schnitt der braunen Augen unter den geschwungenen Brauen und durch die bezaubernde Mundlinie.“⁸ Von dem „hochaufgesteckte[n], golden schimmernde[n] Lockenhaar“ ist auf dem besagten Foto wenig zu erkennen.

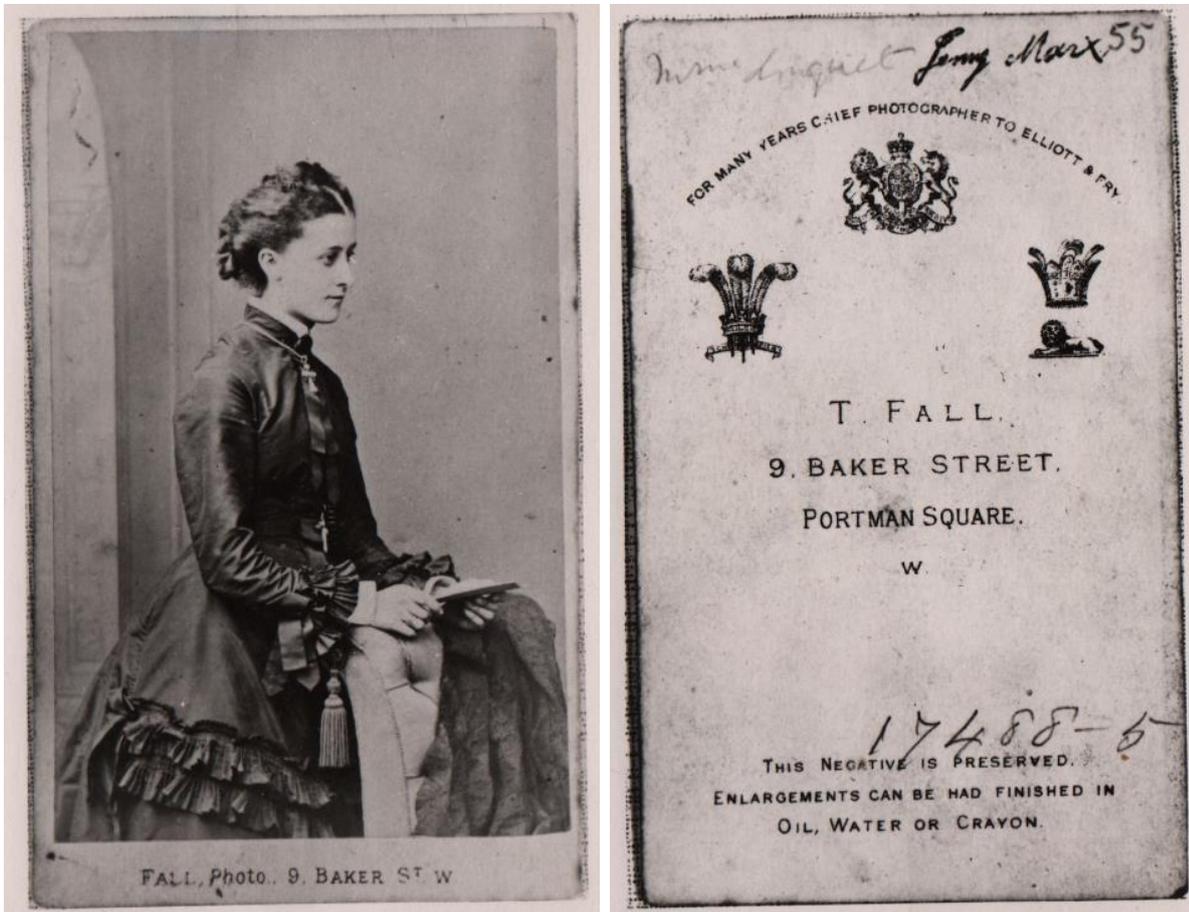


Abb. 3: Das Moskauer Original des vermeintlichen Jugendbildes

Aufschluss über den Fotografen liefert das im Russländischen Staatlichen Archiv für Politik- und Sozialgeschichte Moskau (RGASPI) – das frühere Zentrale Parteiarchiv der KPdSU – aufbewahrte Original (Abb. 3).⁹ Auf der unteren Bildkante befindet sich nämlich ein Firmenvermerk: „FALL PHOTO. 9, BAKER ST. W.“ Die Rückseite der Fotografie enthält die handschriftlichen Vermerke: „Mme Longuet“ [Bleistift] „Jenny Marx“ und „55“ [Tinte] sowie die Negativnummer des Fotografenateliers „17488-5“. Auf der Rückseite ist außerdem aufgedruckt: „FOR MANY YEARS CHIEF PHOTOGRAPHER TO ELLIOTT & FRY / T. FALL / 9.“

⁸ Zit. in Olga Worobjowa, Irma Sinelnikowa: Die Töchter von Marx, S. 118.

⁹ RGASPI, Moskau, Sign. f. 389, op. 1. d. 55. – Ich danke Valerij Formičev für eine Kopie des Originals.

BAKER STREET. / PORTMAN SQUARE. / W. / THIS NEGATIV IS PRESERVED. / ENLARGEMENTS CAN BE HAD FINISHED IN / OIL, WATER OR CRAYON.“

Bei Thomas Fall handelt es sich um einen in Großbritannien sehr bekannten Fotografen. Seine Tieraufnahmen, insbesondere die Porträts von Hunden, waren bei Zeitgenossen beliebt. Die National Portrait Gallery besitzt 43 Aufnahmen von ihm. Fall wurde am 19. Oktober 1833 in Leyburn, North Yorkshire, geboren. Seit 1858 lebte er in London, von 1867 bis 1874 war er chief photographer bei Ellittott & Fry¹⁰; 1875 gründete er in der Baker Street Nr. 9 ein eigenes Studio. Fall wurde Mitglied der Royal Photographic Society und 1997 sogar Hoffotograf von Königin Victoria. Er starb 1900 in London.¹¹

Falls unser umstrittenes Foto 1875 aufgenommen wurde, wäre Jenny Marx (1844 bis 1881) zu diesem Zeitpunkt 31 und Schwester Laura (1846–1911) 29 Jahre alt gewesen, weshalb es unangemessen ist, von „Jugendbildnis“ zu sprechen. Vergleicht man das bisher Marx' Tochter Jenny zugeschriebene Foto mit der bereits erwähnten Aufnahme von German Fehrenbach (1836–1902) aus dem Jahre 1869 (Abb. 2)¹², fällt ein frappierender Altersunterschied ins Auge. Die 1869 fotografierte Dame erscheint viel älter als die auf dem Foto von 1875/1879 abgebildete Person.

Der handgeschriebene Vermerk „55“ auf der Rückseite kann sich nur auf das Fotoalbum von Marx' Tochter Jenny beziehen, das ursprünglich 126 Fotos enthielt.¹³ Das Fotoalbum von deren Schwester Laura scheidet aus, da es nur 25 Einsteckblätter für 50 Fotografien besitzt.¹⁴

Ein Vergleich der Porträts von Jenny und Laura in Jennys Fragebogen-Album aus dem Jahre 1865¹⁵ mit dem vermeintlichen Jugendbildnis (Abb. 4) lässt auf keine Ähnlichkeit schließen.

¹⁰ Das 1863 von Joseph John Elliott und Clarence Edmund Fry gegründete Studio befand sich in der Baker Street 55.

¹¹ Siehe <http://collection.sciencemuseum.org.uk/people/cp135144/thomas-fall>, und <https://www.royalacademy.org.uk/art-artists/organisation/thomas-fall>

¹² Siehe Familie Marx privat, Abb. 16 nach S. LIII und S. 78/79.

¹³ Siehe Martine Dalmas, Rolf Hecker: Marx-Dokumente aus dem Longuet-Nachlass in Moskau, in: Beiträge zur Marx-Engels-Forschung. Neue Folge, Sonderband 5, Hamburg 2006, S. 198.

¹⁴ Siehe Familie Marx privat, S. 47.

¹⁵ Siehe ebenda, Abb. 3 und 4 nach S. 114 sowie S. 238–241.



Abb. 4: Die Porträts von Laura und Jenny in Jennys Fragebogen-Album und das vermeintliche Jugendbildnis (Ausschnitt)

Es ist daher zu vermuten, dass das vermeintliche Jugendfoto allenfalls eine Bekannte von Jenny Longuet oder von Laura Lafargue abbildet.

Alles in allem dürfte es nach den vorangestellten Darlegungen nicht völlig abwegig erscheinen, auch noch weitere, Mitgliedern der Familie Marx zugeschriebene Fotografien genauer zu betrachten.

Manfred Schöncke

Dissertation:

„Die Ära der Kaninchen ist zu Ende“ – Arbeitsverhältnisse und Arbeitskämpfe bei FIAT-Mirafiori 1962–1973

Dietmar Lange

Im Folgenden will ich die Ergebnisse meiner Dissertation zum o. g. Thema vorstellen. Die Arbeit wurde am Fachbereich Geschichtswissenschaften des Friedrich-Meinecke-Instituts der Freien Universität Berlin von Prof. Dr. Wolfgang Wippermann betreut.

Ich will zunächst jedoch kurz erläutern, wie ich auf das Thema gekommen bin, da dadurch auch einige meiner Forschungsinteressen klarwerden. Zunächst habe ich mich mit der Rätebewegung nach dem Ersten Weltkrieg befasst. Dabei hat mich auch die Debatte um die Räte in linksgewerkschaftlichen Kreisen in den 1960er und 1970er Jahren interessiert. Diese wurde im Rahmen von Experimenten einer betriebsnahen Tarifpolitik geführt. Sie sollte die Gewerkschaften stärker mit der Realität am Arbeitsplatz in Verbindung bringen und war zugleich als organisatorische Erneuerungsstrategie mit basisdemokratischen Impulsen gedacht. Bei der Beschäftigung mit dieser Debatte haben schließlich auch die Delegiertenbewegung und die Experimente mit den Fabrikkräften in Italien in dieser Zeit meine Aufmerksamkeit geweckt. Denn innerhalb der deutschen Gewerkschaftslinken wurden nicht nur Bezüge zur Rätebewegung 1918/19 hergestellt. Es wurden auch sehr intensiv die zeitgenössischen Entwicklungen auf der südeuropäischen Halbinsel verfolgt. Hier forderte im Zuge von 1968 nicht nur die Studentenbewegung die gesellschaftlichen Hierarchien heraus. Auch die industriellen Beziehungen des Landes wurden durch eine breite Streikbewegung nachhaltig erschüttert und verändert. In deren Zuge setzten sich basisdemokratische Modelle gewerkschaftlicher Betriebsorganisation durch: die Delegierten (*delegati*) und der Fabrikrat (*consiglio di fabbrica*). Ähnliche Modelle wurden in der Bundesrepublik zur gleichen Zeit auf Gewerkschaftskongressen diskutiert. Sie fanden aber nur selten eine Entsprechung in der Praxis.

Italien stand damit jedoch keineswegs alleine. Im Übergang von den 1960er zu den 1970er Jahren lässt sich international eine größere Akti-

vität der Arbeiterschaft in den Betrieben feststellen. Das betrifft auch die damalige Bundesrepublik. Allerdings waren die Streiks und die Unruhe nur selten so intensiv, langandauernd und nachhaltig wie in Italien. Das wurde bereits von den Zeitgenossen registriert. Eine Fabrik sticht dabei besonders hervor: das FIAT-Werk Mirafiori in Turin. Es wurde zum internationalen Symbol für die endemische Unruhe der italienischen Arbeiterklasse. Außerdem war es ein besonders interessantes Experimentierfeld für neue gewerkschaftliche Strategien am Arbeitsplatz.

Mirafiori war mit über 50.000 Beschäftigten die damals größte Automobilfabrik Europas. Sie verkörperte auf besondere Weise das fordistische Produktionsmodell, wie es sich in Europa vor allem nach dem Zweiten Weltkrieg etabliert hatte. Eine Untersuchung der Streikbewegungen und der Umbrüche in den industriellen Beziehungen bei FIAT-Mirafiori versprach daher auch Einblicke in Vorgänge zu liefern, die in Deutschland in jüngster Zeit unter dem Schlagwort des „Strukturbruchs“ diskutiert werden. Darunter werden tiefgreifende Veränderungen – nicht nur aber vor allem – in der Arbeitswelt verstanden. Deren Beginn wird in den frühen 1970er Jahren verortet.

Meine Fragestellung dreht sich vor allem darum, welche Dynamiken in den 1960er und 1970er Jahren am Arbeitsplatz zu verzeichnen waren, die zu diesen tiefreichenden Umwälzungen beitrugen. Dies betrifft sowohl die Veränderung der Arbeitsverhältnisse und der betrieblichen Beziehungen am Arbeitsplatz, als auch die Entstehung und Entwicklung neuer Vertretungsstrukturen im Betrieb und ihren Zusammenhang mit der damaligen Streikbewegung. Außerdem interessierte mich das Verhältnis zu den sozialen Protestbewegungen, die vor und nach 1968 zu verzeichnen waren. Damit lag mein Fokus auch auf den Auswirkungen der Auseinandersetzungen in der fordistischen Fabrik auf linke Theorie und Praxis, wie sie sich insbesondere im italienischen Operaismus aber auch in den damaligen Gewerkschaftsdebatten niederschlugen, und auf der Frage, wie diese wiederum in die Fabrik hineinwirkten.

Methodisch habe ich dabei auf Ansätze einer integralen Betriebsanalyse nach Thomas Welskopp und Klassentheorien im Anschluss an E. P. Thompson und die italienische Industriesoziologie um Alessandro Pizzorno zurückgegriffen.

Was waren dabei die Ergebnisse? Zunächst zeigte sich, dass sich trotz erster großer Streiks 1962, die Verhältnisse bei Mirafiori erst mit den

Streikbewegungen 1968/69 radikal änderten und die Parameter sich nachhaltig verschoben. Die Streikbewegungen können dabei als Klassenbildungsprozess beschrieben werden. In dessen Zentrum standen die *operai comuni*, die zumeist aus dem Süden Italiens zugewanderten un- und angelernten Arbeiter an den Bändern. Sie entwickelten eigene kulturelle Praktiken und Rituale und setzten neue Organisations- und Kampfformen durch, wie interne Demonstrationen und versammlungsdemokratische Formen der Streikführung. Sie knüpften sowohl an Vorbilder aus der Studentenbewegung als auch an Protestformen der Landarbeiter im Süden an. Dazu gehörte aber auch die Durchsetzung egalitärer Forderungen nach gleichen Lohnerhöhungen für alle und kollektiver Übergänge in höhere Lohngruppen. Sie nivellierten damit die Status- und Lohndifferenzen zugunsten der Bandarbeiter.

Meine Untersuchung hat dabei aber auch gezeigt, dass die Gewerkschaften – anders als in vielen auch heute noch kolportieren linken Mythen – gestärkt aus diesen Auseinandersetzungen hervorgingen. Trotz anfänglicher Spannungen mit den spontan ausbrechenden Kämpfen der Bandarbeiter konnten die Gewerkschaften mit der Einführung des Fabrikrats und der Delegierten, die sich ausbreitenden Konflikte zum Teil aufnehmen und in ihrem Sinne strukturieren. Auf diese Weise gelang es ihnen die einseitige Festlegung der Determinanten des Arbeitsprozesses durch die Direktion einzuschränken. Damit wurden auch wesentliche Mechanismen der Disziplinierung und Kontrolle über die Arbeitskraft entschärft.

Die Streikbewegungen der 1960er und 1970er Jahre waren zugleich Ausdruck und Motor gesellschaftlicher Veränderungen. Dies betraf auch die Bereitschaft der Arbeiter, sich der fordistisch-tayloristischen Arbeitsdisziplin zu unterwerfen. Sie waren nicht mehr bereit, eine Kultur der Mühsal und Leidensbereitschaft zu akzeptieren. Auch beklagten sich die Arbeiter nicht mehr nur über die Arbeitsbelastung, sondern stellten diese mit wachsendem Selbstbewusstsein in Frage. Hinzu kamen jedoch auch Zugeständnisse vonseiten der Unternehmensleitung. Diese war vor dem Hintergrund eines boomenden Marktes darum bemüht, das Verhältnis zu ihren Arbeitern wieder zu stabilisieren, um Produktionsunterbrechungen zu vermeiden. Sie versuchte dabei der Konflikthaftigkeit dadurch Herr zu werden, indem sie einige ihrer Elemente institutionalisierte. Kurzfristig trug dies zur Entschärfung bei. Mittelfristig wurden auf diese

Weise aber neue Regeln und Gewohnheiten anerkannt, die die Möglichkeiten zur Produktivitätssteigerung auf Kosten der Arbeiter einschränkten. Zwar zähmte diese Strategie der Institutionalisierung die Konflikthaftigkeit im Werk ein Stück weit, sie verringerte jedoch zugleich die Flexibilität, mit der das Unternehmen den Arbeitseinsatz seiner Arbeitskräfte gestalten konnte. Dadurch wurde die Rigidität des Produktionsprozesses gegenüber der Betriebsleitung erhöht während sie gegenüber den Arbeitern abnahm.

Als Fazit lässt sich daher festhalten, dass die Streikbewegungen das fordistisch-tayloristische Produktionsmodell, wie es von Mirafiori besonders deutlich repräsentiert wurde, in eine tiefe Krise gestürzt haben. Eine Krise, die sich nicht bloß auf quantitative Lohnsteigerungen reduzieren lässt. Der Ausweg aus dieser Krise sollte jedoch eine andere Richtung nehmen, als es sich die Protagonisten vorgestellt hatten. Die Gründe dafür sind sicherlich nicht alleine im Betrieb zu suchen. Doch deuteten sich bereits vor der im Sommer 1973 einsetzenden Weltwirtschaftskrise einige Tendenzen bei der FIAT an, die sich danach noch verstärken sollten. Hierzu gehört die Automatisierung von Arbeitsphasen im Produktionsprozess, an denen die Produktionsmacht der Arbeiter besonders groß war. Zu diesen technischen traten räumliche Strategien hinzu, Dezentralisierung des Produktionsprozesses auf kleinere, leichter zu kontrollierende Einheiten. Dies sollte sich im Verlauf der 1970er Jahre noch verstärken und bereitete die große Niederlage der Gewerkschaften 1980 vor. Damals wurden mit einem Schlag 24.000 Arbeiter entlassen. Das liegt aber bereits außerhalb der Untersuchung.

Meine Studie kann im Rahmen einer Geschichte von 1968 in der Arbeitswelt eingeordnet werden, die trotz einiger vielversprechender Ansätze immer noch in den Kinderschuhen steckt. Sie hat auch gezeigt, welche Auswirkungen die 68er Bewegung auf die Verhältnisse am Arbeitsplatz haben konnte. Eines der zentralen Ergebnisse ist, dass die Streiks in jenen Jahren ohne diese gesamtgesellschaftliche Dimension nicht zu verstehen sind. Ähnliches lässt sich für den zu Beginn der 1970er Jahre einsetzenden Strukturbruch festhalten. Sowohl die dabei konstatierten technischen und arbeitsorganisatorischen Veränderungen, als auch der oft beschriebene Wertewandel bleiben ohne die Vorgeschichte eines Arbeiter-68 auf dem Höhepunkt des „Booms“ unverständlich. Zwar ist FIAT-Mirafiori sicherlich ein besonders herausragendes

Beispiel. Die Vorgänge hier lassen sich nicht so ohne weiteres verallgemeinern, schon gar nicht auf andere Länder. Die große Resonanz die die FIAT-Kämpfe über die italienischen Landesgrenzen hinaus hatten, zeigt jedoch gleichzeitig, dass Mirafiori für viele Linke aus ganz Europa als Vorreiterin einer breiteren länderübergreifenden Konflikthaftigkeit am Arbeitsplatz galt.

Ein besonderes Augenmerk der Studie lag auf der Analyse der neuen basisdemokratischen Gewerkschaftsstrukturen im Betrieb. Tatsächlich ließ sich anhand der FIAT deren Entwicklung und Funktionsweise über mehrere Jahre hinweg untersuchen. Ähnliche Strukturen während der Rätebewegung nach dem Ersten Weltkrieg existierten zumeist nur wenige Monate. Dies hat auch vor dem Hintergrund Aktualität, dass heute erneut Debatten und Experimente mit einer betriebsnahen Tarifpolitik geführt werden. Heute geschieht das zunächst aus der Defensive heraus. Öffnungsklauseln in den Tarifverträgen werden anders als in den 1960er Jahren zumeist von Unternehmerseite gefordert. Dies führt jedoch auch dazu, dass heute in den Gewerkschaften wieder neue Ansätze der Betriebsarbeit diskutiert und praktiziert werden. Vor diesem Hintergrund kann eine Beschäftigung mit historischen Vorläufern, wie bereits in den 1960er und 1970er Jahren, vielleicht auch aktuelle Relevanz gewinnen.

Vorträge

4. Mai 2019

**„...endlich einmal mit derben rembrandtschen Farben geschildert“:
Marx' Leben und Werk in der Biografik – Versuch einer Zwischenbilanz nach dem Bicentenaire**

Manfred Neuhaus

Nichts sei wünschenswerter, so lautet eine nicht gerade häufig zitierte Marx-Sentenz aus dem Jahre 1850, als dass die Leute, die an der Spitze der Bewegungs-Partei standen, „endlich einmal mit derben rembrandtschen Farben geschildert werden, in ihrer ganzen Lebendigkeit. Die bisherigen Darstellungen malen uns diese Persönlichkeiten nie in ihrer wirklichen, nur in ihrer offiziellen Gestalt, mit dem Kothurn am Fuß und der Aureole um den Kopf. In diesen verhimmelten raphael'schen Bildern geht alle Wahrheit der Darstellung verloren.“¹⁶

Es war alles andere als selbstverständlich, die dieser Metapher innewohnenden Maßstäbe für das biografische Genre auf die Lebensgeschichte ihres Schöpfers anzuwenden. Der erste, dem dies ungeachtet seiner Zeitgenossenschaft gelang, war ein Offiziers- und Beamtensohn aus dem hinterpommerschen Schlawe, der in Leipzig Klassische Philologie studiert und 1882 an der Alma mater lipsiensis für eine, so das Prädikat, „lößliche“ Dissertationsschrift mit dem viel verheißenden Titel „Die deutsche Sozialdemokratie. Ihre Geschichte und Lehre“ sine examine zum Doktor der Philosophie promoviert worden war. Sie werden unschwer erraten, dass nun von Franz Mehring die Rede ist. Die von ihm verfasste erste, später in alle Welt Sprachen übersetzte und noch heute wirkungsmächtige Biografie „Karl Marx. Geschichte seines Lebens“ wurde im Frühsommer 1918 im Verlag der Leipziger Buchdruckerei veröffentlicht. Zur Einstimmung auf den Gegenstand könnten einige Sätze aus Mehrings Vorwort willkommen sein: „Wäre Marx in der Tat der langweilige Musterknabe gewesen, den die Marxpaffen in ihm bewundern, so hätte es mich nie gereizt, seine Biographie zu schreiben.

¹⁶ MEGA, Bd. I/10, S. 275/276 (MEW, Bd. 7, S. 266).

Meine Bewunderung wie meine Kritik – und zu einer guten Biographie gehört die eine wie die andere in gleichem Maße – gilt dem großen Menschen, der nichts häufiger und nichts lieber von sich bekannte, als daß ihm nichts Menschliches fremd sei. Ihn in seiner mächtig-rauhen Größe nachzuschaffen, war die Aufgabe, die ich mir gestellt hatte.

Das Ziel bestimmte dann auch schon den Weg zum Ziele. Alle Geschichtsschreibung ist zugleich Kunst und Wissenschaft, und zumal die biographische Darstellung. Ich weiß im Augenblick nicht, welcher trockene Hecht den famosen Gedanken geboren hat, daß ästhetische Gesichtspunkte in den Hallen der historischen Wissenschaft nichts zu suchen hätten. Aber ich muß, vielleicht zu meiner Schande, offen gestehen, daß ich die bürgerliche Gesellschaft nicht so gründlich hasse wie jene strengeren Denker, die, um dem guten Voltaire eins auszuwischen, die langweilige Schreibweise für die einzig erlaubte erklären. Marx selbst war in diesem Punkte auch des Verdachts verdächtig: mit seinen alten Griechen rechnete er Klio zu den neun Musen. In der Tat, die Musen schmäh nur, wer von ihnen verschmäh worden ist.“¹⁷

Fünzig Jahre nach dem Tod ihres Helden zogen Otto Mänchen-Helfen und Boris Nikolajewski in ihrem noch 1933 im Berliner Verlag Der Bücherkreis veröffentlichten Doppelporträt „Karl und Jenny Marx. Ein Lebensweg“ folgendes Fazit: *„Die Menge der Werke, die ihm gelten, ist kaum noch zu überschauen. Mehring, Rjasanoff, Vorländer, Spargo, Tönnies, Wildbrandt und andere haben Marxens Leben und Lehre dargestellt. [...] Um ihn tobt seit Jahrzehnten der Streit, nie erbitterter als in unseren Tagen. Den einen finsterner Dämon, den anderen zielklarer Führer zu einer hellen Zukunft, hat er das Gesicht dieser Zeit geprägt wie kein zweiter.“* (S. [5].) Soweit der österreichische Sinologe und sein russischer Koautor. Dass ihr Porträt von Marx und Gattin Jenny, sofern es nicht bereits am 10. Mai 1933 auf den Scheiterhaufen der Nazis verbrannte, künftig als geistige Konterbande sekretiert wurde, erfuhren Mänchen-Helfen und Nikolajewski im amerikanischen Exil.

Einen bedeutenden Beitrag zur Marx-Biographik verdanken wir dem französischen Gelehrten Auguste Cornu. Er hatte zu Beginn des vergangenen Jahrhunderts mehrere Semester in Berlin studiert und als Gasthörer 1907 auch Leipzig kennengelernt. Cornus in vielerlei Hinsicht

¹⁷ Mehring, Franz: Karl Marx. Geschichte seines Lebens, Berlin 1966, S. 4/5 (Gesammelte Schriften, Bd. 3).

aufschlussreiche Reminiszenzen an die Studienjahre im Kaiserreich hat Volker Külow 2004 in den Sitzungsberichten der Leibniz-Sozietät veröffentlicht. Im begleitenden Kommentar skizziert er eine erstaunliche Vita: Cornu kämpfte in der Resistance und lehrte an der Sorbonne, bevor er auf Empfehlung von Werner Krauss und Hans Mayer 1949 an die Alma mater lipsiensis berufen wurde, um Vergleichende Geistes- und Literaturgeschichte der Neuzeit zu lehren. In Cornus Werken, so argumentierte Hans Mayer hellsichtig in seinem Berufungsgutachten, erscheint Marxens Theorie „nicht mehr als ein fertiges Fabrikat, das in die Frühzeit hineingedeutet wird, vielmehr wird die Teilnahme des jungen Marx an der philosophischen und literarischen Bewegung des deutschen Geisteslebens ergründet und damit ein Problem gesehen, an dem sowohl die bürgerliche wie die sozialistische Forschung bisher vorbeisah.“¹⁸ Leider sollte sich Leipzig nur als kurzzeitige Zwischenstufe auf der wissenschaftlichen Karriereleiter des gelehrten Franzosen erweisen. Nach einem Intermezzo an der Humboldt-Universität fand Cornu und mit ihm die wissenschaftliche Marx-Engels-Biografik der DDR an der Akademie der Wissenschaften eine fürsorgliche Heimstatt und in Gestalt von Wolfgang Mönke einen kongenialen Mitstreiter. 1968 zum 150. Geburtsjubiläum des Trierer Philosophen erschien der dritte und letzte Band der monumentalen Doppelbiografie „Karl Marx und Friedrich Engels. Leben und Werk“ mit dem Untertitel „1845–1846“ – das auch nach fünf Jahrzehnten noch unübertroffene Oeuvre eines 80jährigen Autors. Es mache den eigentümlichen Reiz des Werkes aus, gab Helmut Seidel im Juli 1968 in der „Deutschen Zeitschrift für Philosophie“ zu Protokoll, „daß [durch] die gekonnte Zusammenstellung einer ungeheuren Fülle historischer Quellen, die sich auf die allgemeine Geschichte, auf die Geschichte der politischen, ideologischen und philosophischen Strömungen der betreffenden Zeit und besonders natürlich auf das Leben von Marx und Engels beziehen, ein plastisches Bild vom Wirken der Begründer des wissenschaftlichen Kommunismus in ihrer Zeit entsteht“¹⁹. Cornus archivalisch-philologische Anmutung, dies sollte nicht unerwähnt bleiben, immunisierte gegen propagandistische Vereinnahmung.

¹⁸ Zit. in Külow, Volker: Zur Erinnerung an das Korrespondierende (Auswärtige) Mitglied der Akademie der Wissenschaften der DDR Auguste Cornu (1888–1981). In: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät, Berlin, Jg. 2004, Bd. 63, S. 148.

¹⁹ Helmut Seidel: Ein Lebenswerk. Die Biographie von Karl Marx und Friedrich Engels. Bemerkungen zu Auguste Cornus Werk. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, Berlin, Jg. 16, 1968, H. 7, S. 835.

Sein Werk wurde ins Französische, Polnische, Russische, Spanische und in Teilen auch ins Tschechische und Ungarische übersetzt.

In der zweiten Hälfte der sechziger Jahre machte ein Schweizer Philosoph mit der 1966 publizierten tiefenpsychologischen Biografie „Karl Marx. Eine Psychographie“ Schlagzeilen. Vielleicht erinnert sich der eine oder andere noch an seinen Namen: Arnold Künzli, bis zu seiner Emeritierung 1984 Extraordinarius für politische Philosophie an der Universität Basel, hat Marx, um es salopp zu formulieren, auf die Couch des Therapeuten gelegt, um dann auf mehr als 860 Seiten eine beunruhigende Zahl von Indizien zu diagnostizieren, die auf verkümmertes Gefühlsleben, unbändigen Destruktionsdrang, Affekte jüdischen Selbsthasses, der Rache und Vergeltung, säkularreligiöse und eschatologische Momente im Denken deuten würden. Das war weder umwerfend neu, noch sonderlich originell, da Otto Rühle, der einst mit Karl Liebknecht im Reichstag gegen die Kriegskredite gestimmt und an der Gründung der KPD beteiligt war, in seiner 1928 in Hellerau bei Dresden veröffentlichten Marx-Biografie ähnlich argumentiert hatte. Ungeachtet dessen war die Aufregung allerorten groß und aus heutiger Sicht völlig übertrieben, zumal Künzli kein dezidierter Antimarxist, sondern ein Sozialist war, allerdings einer von jenen, die dem Selbstverwaltungsmodell, das er bei den jugoslawischen „Praxis“-Philosophen kennengelernt hatte, viel Vernünftiges abgewinnen konnten. Marx' „Grundintention, die Entfremdung des Menschen im kapitalistischen Produktionsprozeß zu überwinden“ (S. 16), stand für ihn außer Zweifel. Die Angelegenheit wäre kaum erwähnenswert, hätte nicht einer der einflussreichsten deutschen Literaturkritiker, der von Hans Mayer 1971 habilitierte DDR-Dissident Fritz Joachim Raddatz, Künzlis Argumentationsraster ein Jahrzehnt später in einer Weise vulgarisiert, die Kritiker aus Ost und West unisono aufmarschieren ließ. Die Rede ist von „Karl Marx. Eine politische Biographie“, erschienen 1975 bei Hoffmann und Campe in Hamburg. Unter dem Titel „Marx mit Mixed Pickles“ reagierte darauf der damals 51jährige Berliner Philosoph Wolfgang Harich mit dem, wie die Wochenzeitung „Die Zeit“ seinerzeit urteilte, „vermutlich brillianteste[n] und blutigste[n] Verriß [...], der in den letzten Jahren in deutscher Sprache geschrieben wurde“²⁰. Leider wurde er nicht im „Neuen Deutsch-

²⁰ Dieter E. Zimmer: Harichs Overkill. Ist Raddatz Marx-Buch ein Plagiat? In: Die Zeit, Hamburg, Nr. 35, 22. August 1975, S. 36/37

land“ oder der „Wochenpost“, sondern am 21. April 1975 im Nachrichtenmagazin „Der Spiegel“ veröffentlicht: Hören wir Harich: „Marx soll einmal tagelang darauf bestanden haben, daß eine billige Zigarre, die jemand ihm, spaßeshalber, als echte Havanna angeboten, tatsächlich eine Havanna gewesen sei. Raddatz kommentiert diese Lappalie so: ‚Nun ist nicht Revolutionär der, der die Wahrheit ändern will, sondern der, der die Wirklichkeit ändert. Seine von ihm als solche erkannte eigene Wahrheit aber zu verwalten, richterlich, hohepriesterlich, ja diktatorisch – das war für Marx mit dem Gebot seiner elften Feuerbach-These identisch.‘ Welche eigenen Wahrheiten verwaltet Fritz J. Raddatz? Sie besagen unter anderem, daß Trier ab 1815 ‚die Hauptstadt der *Rheinprovinz*‘ war und Lassalle 1843 ‚zu Hegel nach Berlin‘ ging (auf den Dorotheenstädtischen Friedhof vermutlich). [...] das Private, bei welthistorischen Personen kaum der Rede wert, am belanglosesten an Gelehrten, gerät dem auf Sensatiönchen erpichten Raddatz zum Hauptthema. Hegel mokierte sich über die Unangemessenheit einer Geschichtsschreibung aus der Sicht des Kammerdieners, für den der Held keiner ist, weil er ihm schon die Stiefel ausgezogen hat und ihn Champagner hat saufen sehen. Für die Historiker und Philologen, die Deutschlands Weltgeltung auf wissenschaftlich-biographischem Gebiet begründeten, blieb das richtungweisend. Bei Raddatz nun sinkt die Kammerdienerpsychologie auf den Tiefstand der Regenbogenpresse, wenn sie in der Intimsphäre von Filmstars herumstochert: Marx als Romy Schneider.“²¹

An dieser Stelle empfiehlt sich eine Zwischenbilanz: Wie Michael Ploenus in einem erhellenden Essay resümiert, litten die meisten Marx-Erzählungen des vergangenen Jahrhunderts an der Erdschwere der Blockkonfrontation und den ihr immanenten Adorations- bzw. Verdammungsgeboten, während sich die eher mäßigenden, kritisch-distanzierten Stimmen oft nur schwer vernehmen ließen.²² Als rühmlichste Ausnahme möchte ich nach Cornu auf David McLellan verweisen, der sich Marx 1973 von einer „sympathisierend-kritischen Warte“ aus nähert und dabei „die Extreme der Hagiographie wie der Schmäh-

²¹ Wolfgang Harich: Marx mit Mixed Pickles. In: Der Spiegel, Hamburg, Nr. 17, 21. April 1975, S. 152 u. 154.

²² Michael Ploenus: Mensch Marx. Der Denker und seine Biografen: In: Prüfstein Marx. Zu Edition und Rezeption eines Klassikers. Hrsg. von Matthias Steinbach und Michael Ploenus unter Mitarbeit von Benedikt Einert, Berlin 2013, S.75–89, hier S.88/89.

schrift meidet“²³. Die Arbeit des ausgewiesenen Marx-Experten galt Jahrzehnte als die ausgewogenste und am gründlichsten recherchierte Biografie. Ein vergleichbar großer Wurf gelang Richard Friedenthal. Stefan Zweigs Freund und Nachlassverwalter, der seit 1938 im britischen Exil lebte, hatte zunächst ein Buch über die Emigranten im London des 19. Jahrhunderts vor Augen. Während der Vorstudien zu diesem Werk nahm ihn Marx' Gestalt immer mehr gefangen; ein Übriges bewirkte Verleger Klaus Piper. Friedenthal sei in der glücklichen Lage gewesen, so würdigte der mit der Materie bestens vertraute Iring Fetscher das 1981 in München erschienene Werk, „weder im Parteauftrag schreiben noch seine eigene leninistische Vergangenheit abarbeiten zu müssen. Seine Beziehung zu Marx ist aus Staunen, Solidarität mit dem älteren Leidensgenossen und Skepsis gegenüber dem allzu selbstbewußten Propheten gemischt. Daraus resultiert auch ein gewisses Mitleid mit den zahlreichen Opfern des marxschen Zornes. Nach der Lektüre dieses Buches hat man das Gefühl, die Person des Karl Marx – und ein wenig auch seine Familie und seinen einzigen lebenslangen Freund Friedrich Engels – ganz gut zu kennen. Man weiß mehr über ihn als über viele heutige Bekannte. Neu war mir beispielsweise, daß Marx beim Photographen stets Maßanzüge trug, daß er Leute, die seiner Partei beitreten wollten, einem peniblen Examen unterzog und bei dieser Gelegenheit wohl auch mal durch sein goldgerändertes Monokel blickte. Bekannt war mir natürlich, daß der ziemlich weltfremde Gelehrte oft eine Pfandleihe aufsuchen mußte, um Bäcker, Fleischer oder Vermieter bezahlen zu können. Friedenthal aber fügt die anschauliche Beschreibung solcher Pfandleihen in London – wie sie in den Romanen von Charles Dickens zu finden sind – und andere informative Angaben hinzu.“²⁴

Es sollte nicht unerwähnt bleiben, dass sich während des Kalten Krieges Autoren in Ost und West mit unterschiedlichem Erfolg dafür engagierten, Marxens Werk und Wirken für ein größeres Publikum zu erhehlen. Iring Fetscher habe ich bereits erwähnt. Legendär ist Werner Blumenbergs rororo-Biografie „Karl Marx in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten“. Die erstmals 1962 veröffentlichte und bereits in 30. Auflage vorliegende biografische Handreichung des mutigen Sozialisten, der

²³ David McLellan: Karl Marx. Leben und Werk. Aus dem Englischen von Otto Wilck, München 1974, S. [7].

²⁴ Wissensdurst im Maßanzug. Iring Fetscher über Richard Friedenthal: „Karl Marx. Sein Leben und seine Zeit“. In: Der Spiegel, Hamburg, Nr. 52, 21. Dezember 1981, S. 158/159.

1936 vor der Gestapo nach Holland geflohen war, wurde ins Chinesische, Dänische, Englische, Französische, Griechische, Niederländische und Spanische übertragen und hat vielen Tausend Lesern den Weg zu Marx gebahnt.

In der DDR war es vor allem unser verstorbener Vereinsfreund Heinrich Gemkow, der sich ungeachtet aller hagiographischen Zumutungen, Zensurquerelen und der eigenen Schere im Kopf auf eine, wenigstens für mich erstaunliche und in vielem bewunderungswürdige Weise darum bemüht hat, Marx einem größeren Leserkreis nahezubringen. Die an jüngere Leser adressierte und wegen der popartigen Gewandung von der Politgerontokratie beargwöhnte Doppelbiografie „Unser Leben“ erlebte in der DDR zwölf Auflagen und wurde ins Bulgarische, Portugiesische, Rumänische, Russische, Spanische, Tschechische, Ukrainische, Ungarische und Vietnamesische übersetzt.

Im Epochenjahr 1989/1990 schien es fast, als würde Marx unter den Trümmern der Parteien und Staaten, die ihn in ihrem Beglaubigungsfetischismus jahrzehntelang als Legitimationsikone und Diskurspolizist missbraucht hatten, begraben. Doch weit gefehlt: Obwohl sein Werk vielerorts und unwiderruflich als obsolet galt, prophezeite das einflussreiche amerikanische Magazin „The New Yorker“ bereits am 20. Oktober 1997, Karl Marx werde bald wieder en vogue sein. In John Cassidys seither vielzitiertem Essay „The Return of Karl Marx“ überrascht ein erfolgreicher New Yorker Investmentbanker mit dem Bekenntnis: Je länger er an der Wall Street sei, desto plausibler erscheine ihm Marx' Erklärung des Kapitalismus. (S. 248.) „Die Weltfinanzkrise sitzt uns noch tief in *den Knochen* – dass das *Desaster der Großen Depression von 1929* sich in der Gegenwart wiederholen könnte, hatte kaum einer gedacht“, kommentierte die „Neue Zürcher Zeitung“ (28. Januar 2018). 150 Jahre nach ihrer Veröffentlichung besitzen die ökonomischen Analysen von Marx eine suggestive Erklärungskraft. Das Hamburger Nachrichtenmagazin „Der Spiegel“ brachte es auf den Punkt: „Immer wieder scheint Marx beerdigt, immer wieder feiert er Auferstehung. Er gehört zum Kapitalismus wie dessen Krisen, weil er das System der ‚Plusmacherei‘ seziert hat wie kein anderer“ (Nr. 3, 17. Januar 2005, S. 36).

Mit einer gewissen Variationsbreite haben sich in dieser Richtung mittlerweile auch Papst emeritus Benedikt der XVI., dessen oberster deutscher Seelenhirte Kardinal Reinhard Marx, der ehrwürdige Verfassungs-

rechtler Ernst-Wolfgang Böckenförde und nunmehr sogar der langjährige Präsident des Münchener ifo Instituts für Wirtschaftsforschung, Hans-Werner Sinn, ausgesprochen.²⁵

Erstaunlicherweise prägten ähnliche Überlegungen den Grundtenor eines Podiumsgespräches, zu dem Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier am 3. Mai 2018 anlässlich des 200. Geburtstages von Karl Marx ins Schloss Bellevue geladen hatte. Ich kann mich nicht daran erinnern, dass ein deutsches Staatsoberhaupt Marx jemals so eindringlich und emphatisch gewürdigt hätte und erlaube mir deshalb, an dieser Stelle die Schlüsselsätze aus Steinmeiers Eröffnungsrede zu zitieren: „Karl Marx war, in all seiner Widersprüchlichkeit, jedenfalls das: ein großer deutscher Denker. Denker war er vor und über all den anderen Aspekten seines vielgestaltigen Lebens: Ökonom, Historiker, Soziologe und Philosoph; Journalist und Chefredakteur; Politiker, Arbeiterführer und Pädagoge; Flüchtling und politisch Verfolgter; Kommentator und Briefeschreiber, heute würde man wohl ‚Netzwerker‘ sagen; Teil eines einzigartigen Kreativ-Duos mit Freund Engels; und natürlich Familienvater und Jenny Marxens Ehemann. Sein Denken aber überragt dieses Leben – seine politischen Gehversuche hingegen ließen ihn zumeist enttäuscht, frustriert, gekränkt zurück. Mehr folgenreich als erfolgreich, so könnte man das nennen.

Gewaltig ist das Werk, das er hinterlassen hat. Gewaltig in seiner Schaffenskraft, opfer- und entbehrungsreich der Entstehungsprozess, gezeichnet über lange Phasen seines Lebens von bitterer Armut, familiären Schicksalsschlägen und schwerer Krankheit. Gewaltig ist es auch in seiner sprachlichen Kraft, seiner literarischen Spannbreite. Gewaltig bis teils unverständlich in seiner Komplexität – so dass die Zaristische Zensur die erste russische Ausgabe des Kapitals mit der Begründung passieren lässt: ‚Nur wenige werden es lesen, noch weniger werden es verstehen.‘ Welch folgenreicher Behördenirrtum! [...] Ja, er war ein deutscher Denker. Karl Marx ist ohne deutsche Geschichte nicht denkbar – und deutsche Geschichte wohl nicht ohne ihn. Karl Marx ist nicht denkbar ohne den Preußischen Obrigkeitsstaat und Bismarcks eiserne

²⁵ Siehe zum Beispiel Benedikt XVI: Auf Hoffnung hin gerettet. Die Enzyklika „Spe salvi“, Freiburg Br. [u. a.] 2008, S. 45–48; Reinhard Marx: Das Kapital. Eine Streitschrift, Augsburg 2009, S. 20–25; Ernst-Wolfgang Böckenförde: Woran der Kapitalismus krankt. In: Süddeutsche Zeitung, München, 24. April 2009, S. 8, u. Hans Werner Sinn: Was uns Marx heute noch zu sagen hat. In: RE: Das Kapital. Politische Ökonomie im 21. Jahrhundert. Hrsg. von Mathias Greffrath, München 2017, S. 73–90.

Hand, ohne die Freiheitsluft des Vormärz, ohne das Hambacher Fest und die zertretenen Hoffnungen der Revolution. Er ist nicht denkbar ohne das menschliche Elend der frühen Industrialisierung und ohne die Armut auf dem Land, wie er sie als junger Mann schon leidenschaftlich anklagt, am Beispiel der ‚Raffholzsammler‘, denen die Privatisierung des Waldeigentums ihre dürre Lebensgrundlage geraubt hat. Er ist auch nicht denkbar ohne die wechselvolle Geschichte des deutschen Judentums, ohne seine Absage an die eigene Herkunft, ohne sein Hadern und Eifern gegen das Judentum – in dessen schärfsten Ausfällen die späteren deutschen Dämonen schauerlich vorklingen. Marx ist nicht denkbar ohne seinen Internationalismus, seinen weltgewandten Blick, in Abgrenzung zu dem von ihm verachteten Preußen. Er ist nicht denkbar ohne Flucht und Vertreibung aus Deutschland, den Verlust der Staatsangehörigkeit, ohne – in Engels’ Worten – die ‚schlaflose Nacht des Exils‘.

Kurz: Marx ist nicht denkbar ohne sein Leiden an Deutschland. Gerade deshalb, gerade in dieser Widersprüchlichkeit, sollten wir ihn sehen als großen deutschen Denker. Und das können wir, denn wir sind ein Land, für das es geradezu identitätsstiftend ist, die Widersprüche unserer Geschichte anzunehmen, die Abgründe neben den geistigen Höhen.²⁶ Nach der Rede des Bundespräsidenten diskutierte der Journalist, Darwin-, Einstein- und nunmehr auch Marx-Biograf Jürgen Neffe mit der Ökonomin Karen Horn, dem Schriftsteller Ingo Schulze und dem Physiker und TV-Moderator Ranga Yogeshwar, während der Schauspieler Marcus Off virtuos Textpassagen aus der ‚Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie‘, ‚Der deutschen Ideologie‘, ‚Zur Kritik der Politischen Ökonomie‘ und dem Briefwechsel von Marx und Engels vortrug.

Bereits vor einem halben Jahrzehnt, am 18. Juni 2013, hatte die UNESCO im südkoreanischen Gwangju beschlossen, das Kommunistische Manifest und den ersten Band des Kapitals in das Weltregister des Dokumentenerbes ‚Memory of the World‘ aufzunehmen. Das deutsche UNESCO-Komitee und das Internationale Institut für Sozialgeschichte Amsterdam begründeten ihren gemeinsamen Antrag mit dem fortwirkenden, weltweiten Einfluss dieser in alle Sprachen übersetzten Texte

²⁶ Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier beim Podiumsgespräch ‚200 Jahre Karl Marx – Geschichte und Aktualität‘ am 3. Mai 2018 in Schloss Bellevue. www.bundespraesident.de. Eine gekürzte Redefassung veröffentlichte der ‚Tagesspiegel‘ am 5. Mai 2018 unter dem Titel ‚Die vielen Marxe – und wir. Was Karl Marx heute für Deutschland bedeuten kann‘ (S. 6).

auf die sozialen Bewegungen. Die Entscheidung der UNESCO bezeugt die Weltgeltung dieser klassischen Texte. Ihre Pflege und Erschließung besitzt nunmehr die Aura des kulturellen Welterbes.

Nicht nur erfrischende Töne, sondern eine neuartige Perspektive verdankt die Marx-Biographik vor allem Francis Wheen. Der langjährige Kolumnist des „Guardian“ habe seinen Helden „aus dem Griff der Dämonisierung und grauen Theorie befreit und für die Biografie, eine sehr bürgerliche Form der Literatur zurückerobert“²⁷, befand der Rezensent der renommierten Hamburger Wochenzeitung. Und ein Kenner par excellence wie der bereits erwähnte Iring Fetscher bekannte in der „Frankfurter Rundschau“, er kenne kein Buch, das er mit so viel Vergnügen und Spannung gelesen hätte wie dieses.²⁸ Wheens Biografie setze ein Zeichen, hatte Wolfgang Fritz Haug wenige Tage zuvor im linken Feuilleton zu Protokoll gegeben: „Die Alternative zum Kapitalismus musste scheitern, damit der Mann, auf den sie sich berufen hatte, dargestellt werden konnte ohne die Angst, die den Hass nährt.“²⁹ Die erstmals 1999 bei Fourth Estate in London verlegte Biografie wurde ein Welterfolg und avancierte zum wirkungsmächtigsten Marx-Narrativ.³⁰

Eine erstaunliche Publikumsresonanz war wenige Jahre darauf auch Jacques Attali „Karl Marx ou l’esprit du monde“³¹ beschieden. Dass sich bisher kein deutschsprachiger Verlag für die Meistererzählung des französischen Präsidentenberaters engagiert hat, ist sehr zu bedauern.

Erwähnung sollte auch ein origineller Beitrag des Kulturhistorikers und Publizisten Rolf Hosfeld zur Marx-Biografik finden: „Die Geister, die er rief“, so der Titel der „neue[n] Karl-Marx-Biografie“, erweist sich als brillante Synthese aus Lebensbeschreibung und Werkeinführung, erschien

²⁷ Philipp Blom: Es roch nach Rosen. Eine erfrischende Marx-Biografie von Francis Wheen. In: Die Zeit, Hamburg, Nr. 2, 5. Januar 2000, S. 38.

²⁸ Siehe Iring Fetscher: Eine respektabel anglierte Familie. Über „Das Kapital“ erfährt man nichts Falsches, über seinen Autor Vergnügliches in Francis Wheens Biografie von Karl Marx. In: Frankfurter Rundschau, 26. März 2001, S. 32.

²⁹ Wolfgang Fritz Haug: Dreht sich der Wind. Karl Marx – ein Bestseller. In: Neues Deutschland, Berlin, 22. März 2001, S. 9 (Literatur-Beilage).

³⁰ Das bezeugen Ausgaben in chinesischer (2001), dänischer (2002), deutscher (2001), finnischer (2000), französischer (2003), hebräischer (2005), italienischer (2001, 2003, 2010), japanischer (2007), koreanischer (2001), neugriechischer (2001), niederländischer (2000), norwegischer (2001), persischer (2002), polnischer (2011), portugiesischer (2001, 2003), russischer (2002), schwedischer (2000, 2003), slowakischer (2001), spanischer (2000, 2015), tschechischer (2002, 2007) und ungarischer (2004) Sprache. – Die von Helmut Ettinger übertragene deutsche Ausgabe wurde bei Bertelsmann in München veröffentlicht.

³¹ Sie erschien 2005 in der Pariser Librairie Arthème Fayard und wurde ins Chinesische, Italienische, Japanische, Koreanische, Portugiesische, Russische, Spanische und Türkische übertragen.

seit 2009 im Münchener Piper-Verlag in mehreren Auflagen und wurde ins Englische, Niederländische und Serbische übertragen.

Ein reichliches Jahrzehnt nach Francis Wheen meldete sich schließlich Jonathan Sperber zu Wort.³² Er lehrt an der Universität von Missouri Europäische Geschichte und besitzt dies- und jenseits des Atlantik als Autor gelehrter Werke über das europäische Revolutionszeitalter einen exzellenten Ruf. Wie kein anderer vor ihm, gründet Sperber seine Darstellung auf den Quellenfundus der Marx-Engels-Gesamtausgabe (MEGA), die, wie er berichtet, „dank der anfänglichen Unterstützung des Projekts durch den konservativen Architekten der deutschen Einheit, Bundeskanzler Helmut Kohl, der von Haus aus Historiker ist“ (S. 9) nach 1989 fortgeführt werden konnte. Für Sperber ist das Bild von Marx als Zeitgenossen, dessen Ideen die moderne Welt prägen, völlig obsolet. Es solle, so lautet das erkenntnisleitende Credo des Autors, „einem neuen Verständnis weichen, das ihn als Gestalt einer verflissenen historischen Epoche sieht, die gegenüber unserer Gegenwart weiter in die Vergangenheit zurücksinkt [...] Vielleicht ist es sogar sinnvoller, Marx als einen rückwärtsgewandten Menschen zu sehen, der die Gegebenheiten der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in die Zukunft projizierte, und nicht als einen souveränen und vorausschauenden Interpreten historischer Tendenzen.“ (Ebd.) Vielleicht ist es der Hegelschen List der Vernunft zu danken, dass Sperber ungeachtet dieser, Teilen des Publikums suspekten Prämisse, eine höchst beeindruckende Lebensbeschreibung des bärtigen Welterklärers aus Trier gelang.

Entstanden, so sei abschließend gefragt, im Kontext des Marx-Bicentenaire neue Deutungen? Aus der Fülle der Jubiläumsliteratur ragen drei biographische Darstellungen heraus: Jürgen Neffes „Marx. Der Unvollendete“ (C. Bertelsmann, 655 S.), die aus dem Englischen übertragene Lebensbeschreibung von Gareth Stedman Jones „Karl Marx. Die Biographie“ (S. Fischer, 890 S.) und der erste Band von Michael Heinrichs „Karl Marx und die Geburt der modernen Gesellschaft“ (Schmetterling, 432 S.). Für Jürgen Neffe, der das Podiumsgespräch im Schloss Bellevue souverän moderierte, ist die Sache klar: Er zoomt seinen Helden aus dem 19. Jahrhundert so nah wie möglich an unsere Gegenwart her-

³² Siehe Jonathan Sperber: Karl Marx. Sein Leben und sein Jahrhundert. Aus dem Englischen von Thomas Atzert, Friedrich Griese und Karl Heinz Siber, München: C. H. Beck 2013, 634 S. – Die 2013 bei W. W. Norton in New York erschienene Originalausgabe wurden nicht nur ins Deutsche, sondern auch ins Chinesische, Französische, Japanische, Portugiesische und Slowenische übersetzt.

an. Virtuoso orchestrierte Zitate aus Marx' Werken, den Briefen und Erinnerungen von Frau und Töchtern, Weggefährten und Gegnern beglaubigen die eindringliche Schilderung des Lebensalltags zwischen journalistisch-politischem Tageskampf, Familie und transdisziplinärer Forschungsarbeit. Während dessen beschreitet Gareth Stedman Jones, der in London und Cambridge Ideengeschichte lehrt und früher die Zeitschrift „The New Left Review“ redigierte, den umgekehrten Weg: Seine Argumentation ähnelt der von Jonathan Sperber: Marx könne nur als historische Figur des 19. Jahrhunderts begriffen werden. Um dessen Leistung zu erkennen und zu würdigen, müsse die Tradierung Schicht um Schicht abgetragen werden. Stedman Jones nennt seinen Helden durchweg beim Vornamen. Das mag zunächst ein wenig irritieren. Man könnte es allerdings als Kunstgriff des Autors verstehen, um dem gigantischen Schatten des Namens Marx zu entgehen. Besagter Karl aus Trier wird nicht zum heroischen Genie verklärt, sondern als Patchwork-Intellektueller porträtiert. Der junge Philosoph entdeckt in den 1840er Jahren die Ökonomie, stürzt sich als Redakteur der „Neuen Rheinischen Zeitung“ mit Alter Ego Engels ins Revolutionsgetümmel von 1848/49, kommentiert mit ihm im Londoner Exil der 1850er Jahre die europäische Politik für das Millionenpublikum der „New York Tribune“, engagiert sich in den 1860er Jahren wie kein anderer für die Internationale Arbeiterassoziation (IAA) und arbeitet während dieser Jahrzehnte geradezu besessen an seiner ökonomischen Theorie. Seit dem suggestiven Begriffszauber des Kommunistischen Manifests ist er der umstrittene intellektuelle Kopf der proletarischen Emanzipationsbewegung.

Sehr zu empfehlen sind zwei weitere Werke, nämlich Thomas Steinfelds brillante Essays „Herr der Gespenster. Die Gedanken des Karl Marx“ (Carl Hanser 286 S.) und Wolfgang Schieders „Karl Marx. Politik in eigener Sache“ (Theiss, 239 S.). Steinfeld, Kulturkorrespondent der „Süddeutschen Zeitung“ in Italien, geht es um die grundlegenden Motive und Topoi in Marx' Werk wie Geld, Kapital, Eigentum, Sprache, Arbeit, Gleichheit, Krise, Revolution, Wissenschaft und Zeitung. Mit einer kulturkritischen und feinsinnig melancholischen Note präsentiert er einen Intellektuellen, der selbst dort, wo er offensichtlich irrt, klüger ist als viele seiner Kritiker.

Während dessen lüftet der Kölner Emeritus Schieder³³ als politisches Erfolgsgeheimnis des Politikers Marx dessen überragende intellektuelle Fähigkeiten zu politischer Vermittlung. Marx sei in dem anfangs äußerst heterogen zusammengesetzten Führungsgremium der IAA der Einzige gewesen, „der Erklärungen zu den verschiedensten politischen Tagesfragen so zu formulieren vermochte, dass sie von allen Mitgliedern unterschrieben werden konnten“ (S. 85). Firm in der hohen Kunst, Kompromisse zu schließen, gelang es Marx in jenen Jahren, zwischen verschiedenen Interessen, Konzepten, Stimmungslagen und Strömungen der proletarischen Emanzipationsbewegung als primus inter pares zu vermitteln. Solange er gemäß seiner Devise „fortiter in re, suaviter in modo“ agierte, gelang es, sehr unterschiedliche, darunter auch gegensätzliche sozialistische Strömungen unter dem politischen Dachverband der IAA zu vereinigen. Bevor Marx als Autor des „Kapitals“ verdienten Ruhm ernten konnte, wurde er über Nacht als „Grand Chef de l’Internationale“, vermeintlicher Anstifter der Pariser Petroleusen und Autor einer grandiosen Hommage an die Commune weltbekannt und zum bestverleumdeten und meistgehassten Mann von London. Seine politische Führungskraft geriet an ihre Grenzen, als die inneren Fliehkräfte in der Internationale nicht mehr zu bändigen waren, die mächtigen Trade Unions auf Distanz zu ihr gingen und Michail Bakunin seinen Führungsanspruch erhob. Leider hat Marx darauf verzichtet, sich in diesem Krisenszenario als die Widersprüche vermittelnder Intellektueller aus dem Hintergrund weiter unentbehrlich zu machen. Er versuchte, genau in dieser Situation die Vollmachten des Generalrats gegenüber den Mitgliedsorganisationen zu stärken, was viele dieser Gruppen in ihrer Selbständigkeit und ihrem Demokratieverständnis provozierte. In diesen Konfrontationen ging die IAA unter. Ungeachtet dessen war sein Erfolg als Politiker, so Wolfgang Schieder, „größer, als er es wahrhaben wollte, und viele derer, die im Laufe ihrer politischen Karriere durch seine politische Schule gegangen sind, wurden dadurch zu erfolgreichen politischen Anstrengungen bei der Organisation der Arbeiterbewegung angeregt. Sie verhielten sich zwar als Politiker meist anders, als Marx das von ihnen er-

³³ Bei der 2018 im Darmstädter Theiss Verlag, einem Imprint der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft, veröffentlichten Studie handelt es sich um eine erweiterte und aktualisierte Fassung der 1991 bei Piper in München erschienenen Monographie „Marx als Politiker“.

wartete, keiner von ihnen, auch nicht Lassalle, stellte sich deswegen aber gegen ihn.“ (S. 176.)

Nicht nur jüngeren Lesern möchte ich das „Porträt einer intellektuellen Freundschaft“ meines MEGA-Kollegen Jürgen Herres (Reclam, 314 S.), Uwe Wittstocks „Karl Marx beim Barbier. Leben und letzte Reise eines deutschen Revolutionärs“ (Blessing, 288 S.) sowie die kompakten Handreichungen von Iring Fetscher (Suhrkamp, 159 S.), Willfried Nippel (C. H. Beck, 127 S.), Christian Schmidt (Junius, 264 S.) und Dietmar Daths grandios-wütigen Reclam-Essay „Karl Marx. 100 Seiten“ ans Herz legen.

Wollten wir eine Zwischenbilanz der biographischen Jubiläumsliteratur wagen, dann sollten wir den Lorbeer Michael Heinrich zuerkennen, der mit dem Signalband seiner dreibändigen Biografie³⁴ den ganz großen Wurf wagt und, da folge ich gerne Tom Strohschneider und Wilfried Schwarz, einen neuen Standard kreieren könnte. Als ich Michael Heinrichs Opus magnum das erste Mal aufschlug, kamen mir die einleitenden Sätze aus André Maurois' Balzac-Biografie in den Sinn. Auf der ersten Seite des Vorwortes würdigt der Autor mit schwungvollem Gestus die Leistungen seiner Vorgänger. Seine Aufzählung gipfelt in der verwegenen Formulierung: „Marcel Bouteron hat alles über alles gesagt. Eine Armee von bewundernswert kenntnisreichen Balzac-Forschern [...] Man hat Balzac erforscht, und man wird ihn weiterhin wie eine Welt erforschen. Denn Balzac ist eine Welt. [...] Balzac wollte der Sekretär der Gesellschaft sein; ich bin hier nur der Sekretär Balzacs. Daß ich nicht alle seine politischen und religiösen Ideen teile, ist selbstverständlich und spielt auch keine Rolle. [...] Wir wollen ihn in den Augenblicken seiner schöpferischen Ekstase ebenso genau zeichnen wie in jenen, da er wie ein Matrose auf Landurlaub auf dem Hafenspflaster wieder Fuß faßt. ‚Das Gespinst unseres Lebens besteht aus gemischtem Garn, gutem und schlechtem.‘ Dies ist für Balzac wie für uns wahr.“³⁵

Während Maurois die Geheimnisse des biographischen Genres, wie angedeutet, bereits im Vorwort lüftet, überrascht Heinrich seine Leser mit einem Anhang „Zur Methodik einer Marx-Biographie“: Seine Frage

³⁴ Siehe Michael Heinrich: Karl Marx und die Geburt der modernen Gesellschaft. Biographie und Werkentwicklung. Erster Band: 1818–1841, Stuttgart 2018, 424, 8 S.

³⁵ André Maurois: Prometheus oder das Leben Balzacs. Aus dem Franz. übers. von Ernst Sander u. Bruno Berger, Berlin 1981, S. 7 u. 8.

lautet: „Wie ist biographisches Schreiben heute möglich?“ Er vergewissert sich bei Kracauer, Dilthey und Bourdieu, erwähnt Engelberg; ein Blick in Markovs Jacques-Roux-Tetralogie hätte nicht geschadet.

Es ist imponierend, mit welchem Ernst und Ethos der Autor den kategorischen Imperativ des Historikers lebt – ad fontes. „Eine chronologisch orientierte Darstellung“, so gibt er zu bedenken, „wird immer Gefahr laufen, als Entwicklungsroman gelesen zu werden, der durch eingeschobene Analysen sozialer und diskursiver Bedingungen lediglich unterbrochen wird. Als Entwicklungsroman aufgefasst erhält die Darstellung sehr schnell eine teleologische Tendenz. Der faktische Ablauf der Ereignisse scheint mehr oder weniger unausweichlich zu sein: Was passierte, musste passieren. Dass Geschichte ein offener Prozess ist, trifft aber nicht nur auf die große Geschichte zu, sondern auch auf die einzelne Lebensgeschichte. Statt die Geschichte einer immer weiteren Reifung und Annäherung an ein Ziel zu erzählen (womöglich noch in der Variante, dass Marx in allen Auseinandersetzungen stets Recht hatte), sind zunächst einmal die Kontingenzen und Brüche zu bestimmen, die sich sowohl äußeren Bedingungen als auch unterschiedlich zu nutzenden Handlungsoptionen verdanken.“ (S. 380.)

Michael Heinrich durchmustert die tradierten Quellen nicht nur unvoreingenommen. Um es etwas burschikos zu sagen, bürstet er sie nicht selten gegen den Strich. Das Resultat lässt nicht lange auf sich warten. Es gelingt dem Autor, Marx in bisher ungekannter Weise in den Konflikten seiner Zeit zu verorten, seine originären Leistungen ebenso plausibel herauszustellen wie die intellektuellen Abhängigkeiten und Grenzen. Wünschen wir dem Autor weiterhin Fortune, Inspiration und Schöpferkraft für die Vollendung des Werkes.

Vielleicht ist abschließend ein Gedankensprung in die Gegenwart erlaubt: Erfreulicherweise wird immer wieder darüber debattiert, ob Marx recht hatte oder nicht. Es könnte, so meine ich, folgenreicher sein, wenn wir grundsätzlicher fragen würden, ob uns seine Methode und sein begriffliches Instrumentarium helfen, die gegenwärtige Gesellschaft, ihre Dynamik und Konflikte besser zu verstehen und sie vielleicht sogar zu verändern.

Marx bleibt, wenigstens für mich, aktuell, weil seine Texte, jenseits der Deutungskämpfe des 20. Jahrhunderts, immer noch direkt, das heißt ohne Vermittlung, zu uns sprechen. Für die alterungsresistenten Frage-

stellungen nach den Ursachen sozialer Ungleichheit, ökonomischer und politischer Krisen sollte dies außer Zweifel stehen. Es gilt gleichermaßen für die erstaunlichen thematischen Facetten eines Werkes, das die disziplinären Grenzen von Philosophie, geschichtlicher Analyse und ökonomischer Theorie immer wieder überschreitet. Marx schrieb auch über Anthropologie, Soziologie und Politik in der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft. Um kausale Zusammenhänge in komplexen, hochgradig differenzierten Gesellschaften zu ergründen, liefert seine ganzheitliche Forschungsperspektive auch heute erhellende Einsichten.

Bekanntlich beschreibt Marx die kapitalistische Produktionsweise als eine sich stets selbst umwälzende Ordnung. Im Fokus seiner Interpretation steht die Dynamik, ihre Kategorien sind deshalb erstaunlich alterungsresistent. Da Marx im „Kapital“ hinter die Kulissen schaut, die Kausalitäten der äußeren Erscheinungen ergründet, liefert sein Werk noch heute Ausgangspunkte für die Analyse von sozialer Ungleichheit. Oliver Nachtwey und Florian Buttolo, übrigens Laureat des Wissenschaftspreises der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen, haben das in einer bemerkenswerten Anthologie mit dem Titel „Karl Marx. Kritik des Kapitalismus“ (Suhrkamp, 666 S.) pointiert.

Zu den Haupttatsachen des Gegenwartskapitalismus gehört die protzende Omnipotenz der internationalen Finanzmärkte. Mit Marx' Begriff des „fiktiven Kapitals“ gewappnet, lässt sich vielleicht besser begreifen, wie der allgegenwärtige Handel mit fiktiven Geldtiteln, kapitalisierten Gewinn- und Verlusterwartungen funktioniert.

Dietmar Dath führte in einer seiner Marx-Kolumnen im großen Frankfurter Feuilleton unter dem Titel „Theorie als kaputtes Geschirr“ bittere Klage: „In der gelehrten Marxologie der Gegenwart wie derjenigen der westlichen jüngeren Vergangenheit herrscht [...] eine eigenartige Scheu davor, sowjetische, ostdeutsche oder chinesische Erfahrungen zu diskutieren oder auch nur zur Kenntnis zu nehmen“³⁶. Beweisen wir ihm das Gegenteil, liebe Vereinsfreundinnen und -freunde.

³⁶ Frankfurter Allgemeine Zeitung, 24. April 2018, S. 11.

Aus dem Vereinsleben

**Protokoll der 28. Jahresversammlung des Förderkreises Archive und Bibliotheken zur Geschichte der Arbeiterbewegung e.V.
am 4.5.2019, 13.00–15.00 Uhr im Nachbarschaftszentrum „RuDi“,
Modersohnstr. 55, 10245 Berlin**

Tagesordnung:

1. Regularien
 - 1.1. Eröffnung und Genehmigung der Tagesordnung
 - 1.2. Bestätigung des Protokolls der 27. Jahresmitgliederversammlung
2. Berichte
 - 2.1. Erläuterung des Geschäftsberichtes für 2018
 - 2.2. Kassenbericht
 - 2.3. Bericht der Kassenprüfer
- 3.** Diskussion und Abstimmung über die Berichte
4. Wahlen
 - 4.1. Wahlen des Vorsitzenden und des Vorstandes
 - 4.2. Wahl der Kassenprüfer
- 5.** Beschlussfassung über die Einrichtung eines wissenschaftlichen Beirates der „Mitteilungen“
6. Schlusswort

Versammlungsleitung: Dagmar Goldbeck

Anwesend: 21 Mitglieder

Zu 1.1

Die stellvertretende Vorsitzende eröffnet und leitet die Sitzung. Die Anwesenden gedenken in einer Schweigeminute der im Jahr 2018 verstorbenen Mitglieder Prof. Dr. Annelies Laschitza und Dr. Jochen Czerny.

Gegen die heutige Tagesordnung werden keine Bedenken erhoben.

Zu 1.2

Das Protokoll der 27. Jahresmitgliederversammlung, das alle Mitglieder mit dem Mitteilungsheft 54 vom September 2018 erhalten haben, wird einstimmig bestätigt.

Zu 2.1

Der kommissarische Vorsitzende Holger Czitrich-Stahl erläutert und ergänzt den im Heft 55 (März 2019) der „Mitteilungen des Förderkreises Archive und Bibliotheken zur Geschichte der Arbeiterbewegung“ abgedruckten Geschäftsbericht für das Vereinsjahr 2018.

Dank des Einsatzes der aktiven Mitglieder konnte die Arbeit des Förderkreises im dritten Jahrzehnt nach seiner Gründung erfolgreich fortgesetzt werden. Doch eine Verjüngung unserer Mitgliedschaft und unseres Aktivenstammes ist unbedingt erforderlich. Gezielte Mitgliederwerbung ist nötig, besonders durch die Einbeziehung junger Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. Nur so werden wir sicherstellen, dass wir uns auch in einem Jahrzehnt noch hier treffen, um Jahresbilanz zu ziehen. Verjüngung, geographische Öffnung in Richtung der alten Bundesländer und ein weiblicheres Antlitz des Vereins stehen als Aufgaben vor uns. Die ersten Schritte dazu sind getan.

Reiner Zilkenat, der seit 2011 als Vorsitzender des Förderkreises amtierte, trat im September 2018 aus gesundheitlichen Gründen zurück. Dass wir jetzt hier sitzen, zwar nicht sorgenfrei, aber mit einer gewissen Zuversicht in die Zukunft blicken können, liegt auch an seiner Tätigkeit und der seiner langjährigen Mitstreiterinnen und Mitstreiter. Ihnen allen sei herzlich gedankt.

- Thematischer Schwerpunkt der Arbeit des Förderkreises war zum 100. Jahrestag die deutsche Novemberrevolution 1918 mit der gut besuchten Tagung am 9. Mai, dem daraus folgenden Konferenzband und Konferenzberichten im Mitteilungsblatt. Eine ganze Reihe von Vereinsmitgliedern war mit Vorträgen oder Aufsätzen zu diesem Thema auch auf anderen Veranstaltungen bzw. in anderen Zeitschriften aktiv. Ein besonderer Dank gilt Reiner Zilkenat, der zusammen mit Günter Benser die Konferenz vorbereitet und auch den Tagungsband herausgeben hat und auf dessen Schultern die meiste Arbeit lastete. Der Förderkreis und seine Mitglieder haben sich mit diesen Aktivitäten intensiv in die laufenden Diskurse zur Geschichte der Arbeiterbewegung eingebracht.

Holger Czitrich-Stahl betont die Kontinuität der hohen Qualität der „Mitteilungen“ insbesondere bei den Berichten über Archive und Bibliotheken. Er dankt an dieser Stelle Rainer Holze für seine Unermüdlichkeit, mit der er Kontakte knüpfte, Absprachen traf oder vorbereitete, Rezensenten unterbrachte und sich und uns an die „Arbeit kriegte“.

- Dass die gemeinsame gut besuchte Konferenz des Förderkreises mit der Internationalen Rosa-Luxemburg-Gesellschaft am 9. Januar gleichzeitig zu einer Gedenkveranstaltung für unsere Annelies Laschitzka werden würde,

hatte bei der Planung niemand ahnen können. Aber Annelies' plötzlicher Tod verlieh diesem Abend der Erinnerung an die Ermordung Rosa Luxemburgs einen unglaublich würdigen Rahmen, der sowohl das Wirken der großen Revolutionärin als auch ihrer Biographin, Historiographin und Herausgeberin dokumentierte.

- Vor große Probleme stellte uns die Kündigung der Nutzung des Lesesaals der Bibliothek des Bundesarchivs durch die BIMA (Bundesanstalt für Immobilienaufgaben), die uns im Herbst 2018 mitgeteilt wurde. Alle Versuche, eine schnelle ortsnahe Ersatzlösung zu finden scheiterten. Peter Brandt vermittelte uns dankenswerter Weise den Kontakt zum August-Bebel-Institut (ABI), so dass die Zukunft unserer Vortragsreihe einstweilen gesichert ist, auch wenn sie nun nicht mehr zusammen mit der SAPMO und der Johannes-Sassenbach-Gesellschaft veranstaltet wird. Mit dem ABI planen wir anders, nämlich von Quartal zu Quartal, aber dafür besitzt unserer Partner bessere Mobilisierungsmöglichkeiten und liegt zentral. Der erste Vortrag mit Jörg Wollenberg findet am 23. Mai über „Die Revolution und die Geschichte der Volkshochschulen“, um 19 Uhr im August-Bebel-Institut, Müllerstraße 163 (Kurt-Schumacher-Haus) statt. Die nächsten Vorträge im Sommer und Herbst werden mit Ottokar Luban, Stefan Heinz, Siegfried Prokop und zu Jahresbeginn 2020 mit Dietmar Lange realisiert werden.
- Holger Czitrich-Stahl gibt nunmehr das Wort weiter an Günter Benser zu einem Bericht aus dem Kuratorium über die Umstände und die geplante Unterbringung der Unterlagen der Staatssicherheit im Bundesarchiv und die Zusammenlegung mit der SAPMO.
- Günter Benser hat auf der letzten Sitzung des Kuratoriums der SAPMO dieses Vorhaben angesprochen. Der Präsident des Bundesarchivs hat dann Einzelheiten des Projekts beschrieben: Als Teil eines Kompetenzzentrums oder „Archivzentrums zur SED-Diktatur“ sollen dort in Zukunft nicht nur die Unterlagen des Ministeriums für Staatssicherheit, sondern auch die der zentralen DDR-Behörden und der Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv (SAPMO) untergebracht werden
(s. https://www.bstu.de/assets/bstu/de/Downloads/bstu-in-zukunft_zukunftstasi-unterlagen.pdf). Sowohl von Günter Benser wie von einer Reihe von Diskussionsrednern (Dagmar Goldbeck, Bärbel Kontny, Kurt Metschies, R. Zilkenat, Ottokar Luban, H. Czitrich-Stahl, Stefan Heinz) werden kritische Punkte herausgestellt:
- Die Rechtsgrundlage bei den unterschiedlichen Beständen ist verschie-

den.

- Wie können die Einlegerrechte gewahrt bleiben?
- Die Dimension des umfangreichen Bibliotheksbestandes ist offensichtlich nicht präsent gewesen.
- Es müssten auch die DDR-Akten im Auswärtigen Amt und im Militärarchiv Freiburg sowie die Ost-CDU-Akten in der Konrad-Adenauer-Stiftung und die LDP-Akten in der Friedrich-Naumann-Stiftung einbezogen werden.
- Es besteht auch ein umfangreiches Tonträger- und Fotoarchiv, das einzu-beziehen wäre.
- Im vorgesehenen Areal des Archivzentrums in dem Bereich Normannenstraße sind die Eigentumsverhältnisse teilweise ungeklärt.
- Bei den riesigen Aktenmengen wären umfangreiche Neubauten erforderlich.
- Es sollten eine Machbarkeitsstudie (eventuell durch den wissenschaftlichen Dienst des Bundestages) und ein rechtliches Gutachten erstellt werden.

Die Mitgliederversammlung beschließt einstimmig: Günter Benser wird gebeten, diese Bedenken zusammenfassend zu formulieren und den zuständigen Abgeordneten des Bundestages zu unterbreiten.

Dagmar Goldbeck spricht das Thema Website des Förderkreises an. Sylvia Gräfe kann ihre ausgezeichnete Betreuung der Website nicht fortsetzen. Es werden Nachfolger gesucht. Stefan Heinz will das eventuell selbst übernehmen und Julia Pietsch ansprechen, ob diese ebenfalls für die Übernahme dieser Aufgabe bereit wäre.

Reiner Zilkenat dankt besonders Dagmar Goldbeck für ihre Arbeit als stellvertretende Vorsitzende und als Verantwortliche für den Versand sowie Holger Czitrich-Stahl für seine Bereitschaft, die Aufgabe des Vorsitzenden zu übernehmen. Die Zusammenarbeit mit dem Bodoni Verlag hätte sich bewährt. Die neue Redaktion der „Mitteilungen“ leiste hervorragend Arbeit. Insgesamt sei es wichtig, dass sich der Förderkreis verjünge.

Zu 2.2

Die Kassenwartin Elisabeth Ittershagen gibt für das Jahr 2018 einen detaillierten Bericht über die Einnahmen und Ausgaben sowie über den Mitgliederstand des Förderkreises:

- Die Gesamteinnahme aus Mitgliedsbeiträgen, Spenden und Verkauf des Mitteilungsblattes betrug € 2.113,02. Dem stehen Ausgaben von insgesamt € 1.858,22 gegenüber.
- Der Kontostand des Förderkreises betrug am 31. Dezember 2018

€ 2643,45.

- Der Kassen-Barbestand am 31.12.2018 € 91,05.
- Die Zahl der Mitglieder betrug Anfang 2018 101 und Ende 2018 99.

Der detaillierte schriftliche Kassenbericht liegt dem Protokoll bei.

Zu 2.3

Bärbel Kontny erstattet den Bericht der Revisorinnen über die Kassenprüfung. Die Unterlagen waren vollständig, wurden geprüft und für korrekt gefunden. Auch darüber liegt ein schriftlicher Bericht dem Protokoll bei.

Zu 3.

Es gibt keine weiteren Wortmeldungen zu den Berichten.

H. Czitrich-Stahl überreicht Blumen als Dank an die langjährige Redakteurin der „Mitteilungen“ Birgid Leske. Mit launigen Dankesworten übergibt H. Czitrich-Stahl Blumen und eine Flasche Wein an Reiner Zilkenat für die 11 Jahre Vorsitzendentätigkeit.

Einstimmig werden Birgid Leske und Heinz Sommer als Wahlkommission gewählt und leiten anschließend die Wahl des Vorstandes, der Revisoren und der Beisitzer.

Zu 4.

Gegen die offene Abstimmung per Handzeichen werden keine Einwände erhoben. Es werden jeweilig einstimmig gewählt:

- Holger Czitrich-Stahl als Vorsitzender
- Dagmar Goldbeck als stellvertretende Vorsitzende
- Elisabeth Ittershagen als Kassenwartin
- Eckhard Müller als Schriftführer
- Ottokar Luban als Schriftführer
- Sigrid Kleinschmidt als Revisorin
- Bärbel Kontny als Revisorin
- Alexander Amberger als Beisitzer
- Günter Benser als Beisitzer
- Sylvia Gräfe als Beisitzerin
- Stefan Heinz als Beisitzer
- Rainer Holze als Beisitzer
- Elke Reuter als Beisitzerin

Alle nehmen die Wahl an.

Zu 5.

Holger Czitrich-Stahl übernimmt die Versammlungsleitung und erläutert die Vorlage zur Bildung eines wissenschaftlichen Beirates für die „Mitteilungen“.

Einstimmig wird der Beschluss gefasst:

„Der Förderkreis Archive und Bibliotheken zur Geschichte der Arbeiterbewegung richtet mit sofortiger Wirkung einen wissenschaftlichen Beirat für die ‚Mitteilungen‘ ein. Geschlechterparität wird angestrebt. Seine Aufgaben bestehen in der wissenschaftlichen Begleitung unserer Arbeit und unserer Publikationen und Veranstaltungen, in der wissenschaftlichen Beratung im Bedarfsfall, in der Gewährleistung unserer wissenschaftlichen und öffentlichen Reputation und in der Vernetzung mit anderen wissenschaftlichen Persönlichkeiten, Organen und Institutionen. Seine Zusammensetzung ist in den ‚Mitteilungen‘ anzugeben. Dies gilt auch für personelle Veränderungen.“

Als Mitglieder des wissenschaftlichen Beirates werden mit Zustimmung der Versammlung benannt:

Vera Bianchi, Gisela Notz, Marga Voigt, Peter Brandt, Gerhard Engel, Kurt Metschies, Siegfried Prokop, Thilo Scholle, Axel Weipert, Jörg Wollenberg

Zu 6.

Der Vorsitzende dankt den Anwesenden und schließt die Sitzung.

Dr. Holger Czitrich-Stahl
Vorsitzender

gez. Ottokar Luban
Schriftführer

In einer öffentlichen Veranstaltung um 11:00 Uhr vor der Jahresmitgliederversammlung referierte **Prof. Dr. Manfred Neuhaus** sehr informativ zum Thema: „...**endlich einmal mit derben rembrandtschen Farben geschildert**“: **Marx‘ Leben und Werk in der Biografik – eine Zwischenbilanz nach dem Bicentenaire.**

Personalia

Erinnerungen bleiben

Meine Erinnerungen an Annelies Laschitzka möchte ich beginnen mit einem Geschehnis der jüngeren Vergangenheit, auch wenn meine ersten Erinnerungen auf die Zeit Ende der 70er/ Anfang der 80er Jahre des 20. Jh. zurückgehen. Zum 70. Geburtstag von Annelies im Februar 2004 überreichten Gerd Kaiser und ich, während eines Symposiums in der „Hellen Panke“, Annelies ein kleines und beziehungsreiches Sträußchen Anemonen. Waren diese zart duftenden Frühlingsblumen doch Rosa Luxemburgs Lieblingsblumen, die auch in ihr „Herbarium“ Aufnahme fanden und dokumentiert worden sind (herausgegeben in polnischer und deutscher Sprache von Jörn Schütrumpf in Polen: Fundacja im. Rosa Luxemburg, Krakow. 2009. S. 236). Annelies` Freude war groß, als sie hörte, dass die Anemone Rosas Lieblingsblume war.

Wie eingangs bereits erwähnt, begannen unsere freundschaftlichen Begegnungen mit Annelies viel früher. Erste Kontakte knüpfte ich gemeinsam mit Eduard Ullmann in den späten 70er Jahren. Sie eröffneten eine sehr produktive Zeit, geprägt von intensiver Arbeit, Anspannung und Erfüllung, die uns mit Annelies verbanden. Über unsere persönliche Bekanntschaft hinaus, schloss die Zusammenarbeit auch Kollegen und enge Mitarbeiter von Annelies ein, vor allem Georg Adler, einen lebensfrohen, bescheidenen und wissenschaftlich ausgewiesenen Kollegen.

Eduard Ullmann (1921–1992) war derjenige, der mich für die Mitarbeit am Luxemburg-Projekt des IML gewann. Gemeinsam übersetzten wir einen Teil des epistolarischen Nachlasses Rosa Luxemburgs aus der polnischen in die deutsche Sprache. Dabei handelte es sich ausschließlich um Rosas Briefe an Leo Jogiches. Die Briefsammlung befand sich seit längerem im Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der KPdSU in Moskau und seit den 60er Jahren, fotokopiert, sowohl im damaligen Institut für Parteigeschichte des ZK der Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei (PVAP) in Warschau als auch im Institut für Marxismus-Leninismus (IML) in Berlin. Dessen Stellvertretender Institutsdirektor, Prof. Dr. Heinrich Gemkow, leistete erforderlichenfalls Unterstützung bei notwendigen Detailabsprachen mit dem polnischen Partnerinstitut.

Nach der von polnischen Kommunisten in der Emigration in der UdSSR, in der historischen Zeitschrift „Z pola walki“ erfolgten auszugsweisen Erstveröffentlichung von Briefen R.L. an Leo Jogiches, gab Prof. Dr. Feliks Tych, exzellenter, 2015 verstorbener Forscher des Lebens und Werkes von Rosa Luxemburg, 1968 bis 1971 in Warschau den damals

bekanntem Briefwechsel in einer dreibändigen Ausgabe heraus. 1976 konnte diese, durch ebenfalls von F. Tych neu aufgefundene Briefe von R. L. an Leo Jogiches, im „archiwum ruchu robotniczego“ (Bd.III. Warszawa. 1976. S. 155–192) ergänzt werden. Dieses vorstehend skizzierte Konvolut von Briefen Rosa Luxemburgs war der Gegenstand der gemeinsamen Arbeit von Ulli und mir für die ersten Bände der in Berlin veröffentlichten „Gesammelten Briefe“.

Eduard Ullmann und ich erhielten als Vorlage für unsere Arbeit vom IML Fotokopien. Die zu transkribierenden und zu übersetzenden handschriftlichen Briefe Rosas an Leo Jogiches befanden sich in exzellentem Zustand. Rosas Handschrift war sehr klar. Die polnische Transkription war meine Aufgabe, Eduard Ullmann oblag die Übersetzung. Gemeinsam lasen wir beide nach unseren anteiligen Arbeitsschritten Brief für Brief Korrektur. Die Gemeinschaftsarbeit bereitete uns viel Freude, vermittelte uns viele neue unbekannte Details der Lebens- und Liebesgeschichte von Rosa und Leo.

Unsere Übersetzung erschien ab der ersten Auflage in den „Gesammelten Briefen“: Bd. 1 1982, Bd. 2 1982 und Bd. 3 1982, Bd. 4 1982. Die dritte erweiterte Nachauflage des 4. Bd. erschien 2001 nach Eduard Ullmanns Tod. Der Bd. 6 der „Gesammelten Briefe“ erschien 1993, er enthält die polnischen Briefe Rosas, übersetzt nach Eduard Ullmanns Tod, von Ines und Gerd Kaiser sowie Maria Uhlmann.

Eduard Ullmann (1921–1992) im Kollegen- und Freundeskreis Ulli genannt, gebührt größter Dank und Respekt auch Jahrzehnte nach seinem Tod. Ich lernte ihn Anfang der 60er Jahre kennen. Beide absolvierten wir eine wissenschaftliche Aspirantur bei „unserem“ Prof. Dr. mult. Eduard Winter am Institut für Geschichte der Völker der UdSSR an der Humboldt-Universität. Der international bekannte Wissenschaftler hatte dort eine spezielle Arbeitsgruppe initiiert, in der Aspiranten und Doktoranden sich mit der Politik des Vatikans gegenüber Russland und der Sowjetunion sowie weiterer osteuropäischer Völker und Staaten befassten. Ulli promovierte 1965. Thema seiner Dissertation war: „Zur Geschichte der SDKPiL (der Sozialdemokratie des Königreiches Polen und Litauens) – zur Lage der Minderheiten in Böhmen und Mähren“.

Sein Weg zur wissenschaftlichen Arbeit war steinig. In der unweit Prags gelegenen Bergarbeiterstadt Kladno in einer Arbeiterfamilie aufgewachsen, wurde er katholisch erzogen, wuchs deutsch- und tschechischsprachig auf, besuchte ab 1931 das deutschsprachige Gymnasium in Prag und verdiente sich sein Mittagsbrot durch Stundengeben. 1939 zur Wehrmacht eingezogen, kam er nach absolvierter Jagdfliegerausbildung 1941 an die „Ostfront“ und wurde im Hochsommer im Raum Krasnodar abgeschossen. Bauern nahmen den Fallschirmspringer ge-

fangen, der zu den ersten deutschen Kriegsgefangenen der Sowjetunion gehörte. Eingesetzt beim Torfstechen erlernte er die Anfänge der russischen Sprache, wurde von seinen Mitgefangenen als Sprecher gewählt und schloss sich 1943 dem NKFD an. Aus der Gefangenschaft entlassen, seine Eltern verloren im Mai 1945 in Kladno ihr Leben, absolvierte er ab 1947 in Berlin und in Kleinmachnow eine Parteischule der SED, deren Mitglied er wurde. In Berlin wurde er Direktor des neugegründeten Museums für deutsche Geschichte, dessen Anfänge in der wiederhergestellten Teilruine des alten Zeughauses lagen. Er „brannte“ für „sein“ Museum, suchte und fand den Zusammenklang von Wissenschaft und künstlerischer Gestaltung. 1959 erhielt er eine Parteistrafe, weil er sich weigerte historische Fotos retuschieren zu lassen und nahm 1960/61 an der Humboldt-Universität eine wissenschaftliche Aspirantur auf. Sie eröffnete ihm einen Neuanfang, einen als bereichernd empfundenen Einstieg in neue Arbeitswelten. So arbeitete er nach deren erfolgreichen Abschluss ab 1965 bis Ende der 80er Jahre als Redakteur und bald auch Chefredakteur sowie als Autor. Zuerst im Deutschen Institut für Zeitgeschichte (DIZ) und schließlich im IPW, dem Institut für Internationale Politik und Wirtschaft. Im IPW verantwortete er u.a. auch die in deutscher und russischer Sprache erscheinenden Informationen und „Probleme des heutigen Kapitalismus“. Ich war nach der Promotion (1964) ebenfalls im DIZ und im IPW tätig. Anschließend arbeitete ich im Zentralinstitut für Geschichte bzw. Institut für allgemeine Geschichte an der Akademie der Wissenschaften (Berlin). In diese Zeit (gegen Ende der 70er Jahre) fällt – wie erwähnt – unsere Zusammenarbeit zur Herausgabe der vier Bände der Briefe von Rosa Luxemburg.

Es hat Ulli und mich sehr gefreut, dass unsere Übersetzung der Briefe Rosas gut aufgenommen worden ist. Besonders erfreute uns die erfrischende Publikation der „Ausgewählten Briefe“ von Annelies Laschitza und Georg Adler, die 1989 unter dem Titel „Herzlichst Ihre Rosa“ im Berliner Dietz-Verlag erschien. Die Briefe Rosas an Leo Jogiches sind in unserer Übersetzung zitiert. Im Vorwort von Annelies heißt es – gültig auch noch heute – „Möge jedem das Lesen der folgenden Briefe ein Erlebnis werden, sein Wissen über Rosa Luxemburg bereichern und ihn bestärken, daß es sich lohnt, wie sie zu kämpfen“. (S. 29) Als erster Brief Rosas in diesem Band wird Rosas Brief an Leo vom 20. März 1893, einem Montag gedruckt, der mit den liebevollen Worten „Ciucia, goldene!“ beginnt. Es ist der Brief, der den Bd. 1 S. 7 ff. der „Gesammelten Briefe“, entziffert und übersetzt von Eduard Ullmann und mir eröffnet. Was gibt es befriedigenderes, als gute Taten...?

Ines Mietkowska-Kaiser

Buchbesprechungen & Literaturhinweise

Hans-Dieter Schütt (Hrsg.): Franz Mehring oder: „Der beste zurzeit lebende Publizist“, Dietz Berlin, 1. Auflage 2019, 135 Seiten

Biografische Abrisse, Lebenswerkbeschreibungen und Werkeditionen Franz Mehrings gibt es einige, auch respektable literaturwissenschaftliche Beiträge zweier Kolloquien, keineswegs alles rezipiert. Hans-Dieter Schütt benennt diese am Rande. Eine wirklich vollständige Werkausgabe und komplexe wissenschaftliche Biografie existieren leider nicht. Die beiden Teilmonografien zu Mehrings immerhin „marxistischem“ Werk von Thomas Höhle und Josef Schleifstein, die auch die inzwischen vierzigjährige respektable Schriftenammlung herausgegeben haben, sind zwar immer noch die wichtigste Forschungsgrundlage, aber schon wegen ihrer Unvollständigkeit und damit Ausblendung der Metamorphose des bürgerlichen Radikalen zum sozialistischen Linken nicht mehr

zeitgemäß. Aber gerade dieser Wandlungsprozess zum wirklich orthodoxen Marx-Jünger im besten Wortsinne, dem Friedrich Engels am Ende seines Lebens bescheinigte, dass er von allen die dialektisch materialistische Denkmethode am ehesten verstanden hatte, gehört auch wegen seiner subjektiven Seite zur kompletten Spiegelung dieses Lebens. Schon allein deshalb verdient der Historiker der deutschen Arbeiterbewegung der Belle Epoque weniger zur Ehrung als vielmehr zwecks produktiver Rezeption und Aufarbeitung der Geistesgeschichte dieser Sattelzeit die Überwindung des Defizitären.

In der Reihe „Biografische Miniaturen“ des Dietz-Verlages Berlin erschien nunmehr die hier besprochene. Sie enthält ein 52 seitiges Essay des Theaterwissenschaftlers und Journalisten Hans-Dieter Schütt, neun 38-seitige Auszüge aus Mehrings Werk, 10 Seiten Nachruf von Heinrich Cunow und eines ausgewählten Vortragstextes des Literaturwissenschaftlers Jost Hermand aus 1996 sowie einen 20-seitigen Anhang mit Literatur, Werkauswahl, ausgewählten historischen Daten von Mehrings Lebenszeit, biografische Angaben zu historischen Persönlichkeiten. Der Auszug aus Rosa Luxemburgs Gratulation zum 70., Mehrings Rechtfertigung auf dem Dresdner Parteitag der deutschen Sozial-

demokratie 1903, fünf Illustrationen und das Herausgeberporträt ergänzen mit sechs Seiten diese biografische Miniatur, die auch ein Lesebuch sein soll. Wegen des geringen Umfangs und der gewählten Proportionen eigentlich gewagt.

Ein Teil des Publikums wird möglicherweise auch diese Ausgabe mit dem gleichen Anflug von Frust zur Kenntnis nehmen, wie die vielen anderen biografischen Beiträge in Sammelbänden, von denen manch Interessierte(r) mehr Informationen erwartet als sie vermitteln können. Und wer das Werk Mehrings kennt, wird die Auswahl der Leseproben ohnehin beanstanden. Eine Anregung zur Beschäftigung mit der Person Mehrings ist diese Miniaturen-Ausgabe durch das Essay ihres Herausgebers auf jeden Fall. Dieser bekennt, er habe nicht geforscht, sondern sich nur treiben lassen. Und das hat er mit einer Souveränität, die mehr hergibt, als die mageren Quellen-Auszüge. Und der Leser honoriert das mit einem Lesegenuss, der ihm Parallelen zu den biografischen Miniaturen eines Stephan Zweig assoziiert. Der Essay entschädigt für die vorprogrammierten Defizite der Textauswahl. Deshalb bestätigt letztere den Autor zu schwach. Als Beleg für den besten zeitgenössischen Publizisten reicht diese Auswahl allemal aus. Es gibt gar keinen Text

von Mehring, der dafür nicht in Frage käme.

Die Frage ist nur, ob das Anliegen der Person Mehrings adäquat ist? H. D. Schütts Beschreibung der Schreibweise Mehrings ist so treffend, dass „einfach gut!“ (S. 48) eine Untertreibung ist. Die umfassende Bildung, die Schütt Mehring zuspricht, ist mehr als nur die eines hochgradig gebildeten Literaturkritikers, der das Essay wie kein anderer seiner Zeit beherrschte. Mehrings Beschreibung der Marx'schen Dissertation, seine Lessing-Legende, seine Beiträge zur Reformation und die philosophische Publizistik sind von wissenschaftlichem Tiefgang, auch wenn, wie Heinrich Cunow in seinem Nachruf auf Mehring beanstandete, sich dieser in Analogien und Parallelen erging, ohne die konkret historischen Veränderungen zu berücksichtigen. Auch wenn das stimmt, ist wesentlicher, dass Mehring mit seiner materialistisch historischen Denkmethodologie zu erkenntnistheoretischen Schlussfolgerungen mit Tiefgang kam, die anderen verschlossen blieben, wie ihm die preußischen Archive, weshalb er gar nicht quellenkritisch als Historiker arbeiten konnte. Schütt hätte statt Jost Hermand besser Thomas Metscher nach Cunow zitieren sollen, der genau diesen erkenntnistheoretischen Sachverhalt auf dem Kolloquium zum 150. Geburtstag Mehrings ansprach. Insofern

mindert die kunst- und literaturkritische Kopflastigkeit dieser Miniatur den Zugang zum tatsächlichen Mehring. Deshalb hätte sich der Rezensent eine repräsentativere Textauswahl gewünscht.

Der hier zitierte Luther-Auszug spiegelt leider viel zu sehr die Polemik gegen den „Fürstenknecht“ als andere erkenntnistheoretisch herausragende Beiträge zur Reformation, in denen Mehring den europäischen Vergleich wie Luther-Calvin und zwischen dem Renaissance-Humanismus und dem Protestantismus zieht und damit zugleich in die Aufklärung weist. Auch die zitierte Lessing-Legende wird nur kunsttheoretisch reflektiert, statt Mehrings tatsächlichen Beitrag zur Entzauberung der historischen Rolle der Hohenzollern kenntlich zu machen. Das betrifft erst Recht die Rezensionsauszüge, auch den Goethe- und Thomas-Mann-Beitrag. Die aktuelle Polemik der beiden Kriegszeitbeiträge hebt sich sichtbar von den anderen zitierten ab. Diese Beanstandung mindert aber in keiner Weise den Werbewert dieser biografischen Miniatur für eine Persönlichkeit, die zu den extravagantesten Individualitäten der deutschen Linken gehörte. Und auch das vom Dietz Verlag gewählte Genre der Miniatur hat heute, da außer einem kleinen Expertenkreis um Wolfgang Beutin – der verdientermaßen auch anbei genannt wird –, niemand mehr

die Quellen und die wissenschaftliche Diskussion kennt, seine Berechtigung. Umso mehr ist es erforderlich, akzentuiert mit den zitierten Auszügen umzugehen, was hauptsächlich weiteren derartigen Miniaturen anempfohlen wird.

Hartmut Henicke

Von Hartmut Henicke liegt der Redaktion eine sehr lesenswerte Rezension zu **Ernst Piper: Rosa Luxemburg. Ein Leben, 1. Auflage, 2018, Karl Blessing Verlag, München, 832 Seiten** vor, die auf Grund ihres Umfangs hier nicht abgedruckt werden kann, aber auf der Internetseite www.fabgab.de eingestellt ist

Koordination „Unvollendete Revolution 1918“, Hrsg.: Die unvollendete Revolution, Berlin 2018, 104 Seiten, 5 Euro Spende erwünscht, Bestellungen per E-Mail an: hopmann@kanzlei72a.de.

Zur Vorbereitung des 100. Jahrestages der Revolution von 1918/19 bildete sich in Berlin die Koordination „Unvollendete Revolution“. Es ging ihr nicht zuletzt darum, die in der Novemberrevolution unabgeholten Forderungen der Arbeiter-, Soldaten- und Matrosenräte ins Gedächtnis der Öffentlichkeit zu rufen. Aus dem Kreis der Initiatoren der Koordination

ist eine Veröffentlichung entstanden, die ihr Anliegen einer größeren Öffentlichkeit transparent machen soll. Die Protagonisten der Koordination, die u. a. den Gewerkschaften IG Metall und ver.di, der VVN-Bund der Antifaschisten und der Berliner Geschichtswerkstatt angehören, haben in ihrer Publikation nicht wenige Spuren der revolutionären Ereignisse im Stadtbild aufgespürt („Vergessene Orte einer vernachlässigten Revolution“) und eine Revolutions-Chronik, einschließlich der Januarkämpfe 1919, zusammengestellt. Benedikt Hopmann skizziert in einem informativen Beitrag die Geschichte der Arbeiterbewegung von ihren Anfängen bis zum Kapp-Putsch von 1920 und widmet sich außerdem dem im Gefolge der revolutionären Ereignisse entstandenen kollektiven Arbeitsrecht, das u. a. die Wahl von Betriebsräten legitimierte, das Tarifvertragssystem aus der Taufe hob und keimhaft einige der heute existierenden Mitbestimmungsrechte enthielt.

Eine Bibliographie, Verweise auf Links im Internet, einige wichtige Quellen, darunter der Wortlaut des Stinnes-Legien-Abkommens, und eine Zusammenstellung von Veranstaltungen, die dem Revolutionsjubiläum gewidmet sind bzw. waren, runden die gelungene Publikation ab, die besonders für die politische Bildungsarbeit geeignet erscheint.

Ein Band mit den Referaten und Diskussionsbeiträgen, die auf einer von der Koordination veranstalteten Konferenz zur Revolution von 1918/19 und zu ihren Lehren für die politischen Auseinandersetzungen der Gegenwart im März 2019 im Haus der IG Metall vorgetragen worden sind, wird in Kürze erscheinen. Die geplante Weiterführung von Veranstaltungen und Veröffentlichungen zur Geschichte der Berliner Arbeiterbewegung in den Jahren der Weimarer Republik, zunächst zum Kapp-Putsch 1920, ist sehr zu begrüßen.

Reiner Zilkenat

Archive des Aktivismus: Schweizer Trotz*ist*innen im Kalten Krieg. [Aether.ethz.ch/Ausgabe 2](http://Aether.ethz.ch/Ausgabe2), Herausgeber*innen: Lucas Federer, Gleb J. Albert, Monika Dommann, Intercom Verlag, Zürich 2018, ISBN 978-3-9534954-1-4.

Die „Eidgenössische Technische Hochschule“ in Zürich versucht mit der Schriftenreihe „Aether“ geisteswissenschaftliches Publizieren anders zu gestalten. *Æther* erscheint in hybrider Form, online und als Print, im Intercom-Verlag, der als nicht-gewinnorientierter Verein 2018 in Zürich gegründet wurde. Sie wurde an der Professur für Wissenschaftsforschung der ETH Zürich im Rahmen eines Lehrprojekts entwickelt.

„Die zweite Ausgabe von *Æther* widmet sich den Nachlässen und Archiven der trotzkistischen Bewegung in der

Schweiz während des Kalten Krieges. Diese zeugen von umtriebigen Leben, vom Wirken von Kleinstorganisationen, von Desillusionierung und dem Traum einer besseren Welt; sie erzählen von Kühlschranks-Herstellern, Publizisten und der Bewegung gegen die atomare Aufrüstung“, heißt es im Werbetext für dieses Heft.

Dass gerade der „Trotzkismus“ heuer wieder mehr Aufmerksamkeit erfährt, vor allem in der Publizistik, dürfte den Jubiläen der großen Revolutionen des frühen 20. Jahrhunderts geschuldet sein, vor allem den russischen Revolutionen von 1917 und der Novemberrevolution in Deutschland. Von einer organisatorischen Aufschwung von Organisationen, die sich auf das Leben und Werk von Leo Trotzki (1879–1940) beziehen, kann indes derzeit kaum die Rede sein. Es dürfte sich eher um ein generelles, neu erwachtes Interesse der jüngeren Historiker*innengeneration an einer linkssozialistischen revolutionären Strömung handeln, die sich im Kontext der Konkurrenz zwischen dem Leninischen Kommunismus und dem sozialdemokratischen Reformismus nicht zu einer Massenbewegung zu entwickeln vermochte. Doch bietet gerade diese Konstellation die Chance, ideologisch unvoreingenommen an den „Trotzkismus“ heranzugehen.

Der Begriff „Trotzkismus“ diene vor allen Dingen zur Abgrenzung und Verfolgung der Anhänger der antistalinistischen Opposition in der KPdSU, während der Phase der Stalinschen Säuberungen als Legitimierung der Schauprozesse u.a. gegen Sinowjew, Kamenev

und Radek. Die deutsche SAP und die spanische POUM wurden mit Hilfe dieser Bezeichnung ebenfalls denunziert, im Falle der POUM gar während des spanischen Bürgerkrieges von sowjetkommunistischen Anhängern bekämpft. Doch was kennzeichnet den „Trotzkismus“ eigentlich als politische Strömung des Linkssozialismus bzw. Kommunismus, und welche Organisationsformen prägte er aus? Die Parteien und Organisationen der „IV. Internationale“ verstehen sich als Sektion einer „Weltpartei der sozialistischen Revolution“. Dringt man zum Kern der inhaltlichen Identität dieser eigenständigen radikalsozialistischen Strömung vor, so kann man die folgenden Basispositionen identifizieren: Erstens die „permanente Revolution“ als Konsequenz der nur global möglichen Weltrevolution zwingt alle revolutionären Kräfte zur ständigen Entwicklung von „Übergangsprogrammen“ zur Weiterentwicklung der „Arbeiterstaaten“ und zur Unterstützung der revolutionären Bewegungen. Zweitens die Kritik an den Formen der stalinistisch geprägten Herrschaft in den sozialistischen Staaten als „Herrschaft einer bürokratischen Kaste“ über das Proletariat. Eine „politische Revolution“ müsse diese Kaste entmachten. Und drittens die Grundauffassung, dass revolutionäre Kräfte keine Verantwortung für restriktive, sich aus der Logik des Kapitalismus ergebende Maßnahmen übernehmen dürfen. Letztlich viertens gehört ein Organisationsverständnis dazu, dass die Unversehrtheit der eigenen Programmatik der Unversehrtheit der eigenen Organisation vorzieht. So erklärt sich die permanente

Tendenz zur Aufspaltung und Wiederannäherung.

Für die Schweiz haben insgesamt elf Autoren in zehn Beiträgen in Schweizer Archiven „gegraben“ und die Aktivitäten von Schweizer Trotz*innen in der Zeit des Kalten Krieges untersucht. Im Gegensatz zur herkömmlichen Seitennummerierung finden sich ihre Ausführungen von A-J gegliedert, die Seitenzahl des Beitrags folgt dieser Zählweise. So geben uns Lucas Federer und Gleb J. Albert (A1-21) eine thematische Einführung und heben dabei an mehreren Stellen den Sonderstatus der trotzkistischen Bewegungen hervor, wenn sie sich z.B. mit der Opposition in Ungarn und in der CSSR solidarisierten oder sich aktiv am antikolonialen Befreiungskampf in Algerien beteiligten. Auch die Theorielastigkeit des „Trotzkismus“ wird angesprochen, Leo Trotzki aber seine im Vergleich zum rücksichtslosen Machtpolitiker Stalin, der ihn ja ermorden ließ, programmatische und analytische Kompetenz zugestanden. Auch ein kurzer organisationsgeschichtlicher Abriss des „Trotzkismus“ in der Schweiz ist in diesem Beitrag enthalten. Danach verweisen die beiden Autoren auf die erforschten Nachlässe zweier prominenter Schweizer Trotz*innen, des Friedensaktivisten und SP-Politikers Heinrich Buchbinder (1919–1999) und des Ingenieurs und Kühlschranksfabrikanten Hans Stierlin (1916–1998). Ihr Wirken strukturiert den personalisierten Kern dieses Heftes. Hans Stierlin beispielsweise befand sich in einem beständigen Spagat zwischen den Erfordernissen des kapitalistischen Wirtschaftens und

einem sozialistischen Anspruch auf Humanisierung und Demokratisierung der Arbeitswelt. Dass er als Patriarch wahrgenommen wurde, scheint m.E. aber nur scheinbar der radikalsozialistischen Weltanschauung zu widersprechen, denn viele der bekannten Repräsentanten der Arbeiterbewegung, z.B. August Bebel oder Viktor Adler, zeigten sich kaum anders. Immerhin brachte Stierlin als Unternehmer den berühmten Kühlschrank „Sibir“ auf den Markt und ging in Sachen Entlohnung, Arbeitszeitverkürzung und Mitbestimmung den Gewerkschaften und Gesetzen der Schweiz deutlich voraus. Nicolas Hermann gelingt eine anschauliche Präsentation dieses Aktivisten, (B 1-19)

Der zweite biographische Akzent liegt bei Heinrich Buchbinder. Der wohl bedeutendste Schweizer Trotz*in wird in seinen politischen Motiven und Antrieben, gekoppelt an den Marxismus und in seinem unermüdlichen Auftreten (Christian Gross, G1-17) sowie in seinem Engagement in der Anti-Atombewegung, besonders am Beispiel der Anti-Atomkonferenz in Accra/Ghana vom 21.–28. Juni 1962 (F1-17) charakterisiert. Dieser Beitrag von Srdajan Dragovic sowie die vorausgehenden von Christian Futter (Algerienkrieg) und Marcel van Gulpen („Kolonialrevolution“) nehmen auf die antikolonialistische Ausrichtung des trotzkistischen Linkssozialismus während der 50er und 60er Jahre Bezug. Die weiteren Aufsätze thematisieren den „Veritas-Verlag“ (Remo Cadalbert), die Stellung zur neuen Frauenbewegung (Antje Rihm) und zur Fremdenfeindlichkeit, in der die interna-

tionale Blickrichtung des Trotzismus zum Tragen kam (Matthias Fässler).

Eine wichtige archivalische Quelle der Aufsätze bildeten die vom Schweizer Verfassungsschutz, dem „Bundes-schutz“, angelegten Dossiers („Fiches“) über die Aktivitäten der trotzkistischen Organisationen und Personen. Lucas Federer macht die Stärken und Schwächen dieser durch Überwachung gewonnenen Informationen für die wissenschaftliche Verwertung deutlich. (C1-18) Hier kommen wichtige methodische Aspekte zur Sprache, die den Umgang mit polizeilich oder geheimdienstlich gesammelten Informationen generell betreffen. Auch zahlreiche Quellen aus dem Schweizer Sozialarchiv, dem Archiv für Zeitgeschichte der ETH Zürich und des Schweizerischen Bundesarchivs wurden herangezogen. Damit schöpfen die Autorinnen und Autoren vor allem aus primären Quellen der Zeitgeschichte.

Diese zweite Ausgabe von „AEther“ gibt einen interessanten einführenden Einblick in das Wirken des trotzkistisch beeinflussten Marxismus in der Eidgenossenschaft nach 1945. Es ist gut zu lesen, auch „scheibchenweise“. Es begegnet dem Trotzismus mit professioneller Distanz, lässt durchaus Respekt anklingen. Das scheint auch jenseits der alten (post-) stalinistischen Konfliktlinien wissenschaftlich und politisch geboten. Vor allem die geringe Strapazierfähigkeit des Heftes trübt das abschließend positive Fazit.

Holger Czitrich-Stahl

Walter Schmidt: Erinnerungen eines deutschen Historikers. Vom schlesischen Auras an der Oder übers vogtländische Greiz und thüringische Jena nach Berlin. Autobiografie (= Autobiographien Bd. 52), trafo Literaturverlag, Berlin 2018, 566 S., ISBN 978-3-86465-112-0.

Einer der kreativsten Geschichtswissenschaftler der DDR, der auch in der vergrößerten Bundesrepublik produktiv geblieben ist, hat seine Memoiren in einem umfangreichen subtilen Buch mit der Gewissenhaftigkeit des professionellen Historikers publiziert. Schöpfen andere Autobiografien vornehmlich aus der Erinnerung und personenbezogenen schriftlichen Überlieferungen, so ist dieser Autor überdies immer bemüht, seine Aussagen an Archivbeständen und Publikationen zu überprüfen und mit entsprechenden Verweisen zu belegen. Das macht diesen Lebensbericht, über eine subjektive Schilderung hinausgehend, zu einer zuverlässigen Quelle jüngerer Geschichte, insonderheit natürlich der Historiografie der DDR. Denn Schmidt hat nicht nur auf wesentlichen Feldern der Geschichte und der Biografie geforscht, er war in Spitzenfunktionen der DDR-Geschichtswissenschaft tätig und in die Erarbeitung zentraler Kollektivwerke leitend und als Mitautor involviert. Er gehörte zu jenem Kreis, der zu Zeiten deutscher Zweistaatlichkeit an deutsch-deutschen Historikerbegegnungen beteiligt war und die DDR-Geschichtswissenschaft auf internationalen Kongressen und Konferenzen vertreten hat.

Aber das war ihm nicht in die Wiege gelegt. Der in der schlesischen Kleinstadt Auras 1930 Geborene beginnt seine Autobiografie mit einer sensiblen Beschreibung des familiären und sozialen Milieus, in dem er in einer antifaschistisch orientierten kommunistisch-katholischen Arbeiterfamilie aufgewachsen ist. Sein Vater wurde wegen „Vorbereitung zum Hochverrat“ 1943 zum Tode verurteilt und hingerichtet – ein nicht zu verschmerzender Verlust, der seine politische Einstellung nachhaltig prägte. Aufschlussreich ist die Schilderung der Übergangszeit vom Krieg zum Frieden, denn er erlebte sie noch in Schlesien zunächst unter sowjetischer Besatzung und anschließend unter polnischer Verwaltung bis zu seiner Umsiedlung im November 1946. In Greiz ansässig geworden, nutzte er die sich ihm in der sowjetischen Besatzungszone gebotenen Bildungschancen, fand den Weg in die FDJ und die SED. Mit Aufnahme seines Studiums an der Universität Jena rückt seine berufliche Karriere als Historiker ins Zentrum seiner Lebenserinnerungen. Aber wir erfahren auch viel über seine Freundschaften und seine Lebensgefährtinnen, über seine 1953 gegründete Familie. Mit viel Respekt und Wärme erinnert er an seinen akademischen Lehrer Karl Kriewank, mit dessen Vita er sich Zeit seines Lebens befasst hat, an andere Hochschullehrer und seine studentischen Wegbegleiter. Wie das Personenregister ausweist, ist die Zahl der von Schmidt erwähnten und charakterisierten Persönlichkeiten außerordentlich groß.

Nach erfolgreich abgeschlossenem Studium wurde er Assistent am Lehrstuhl für Geschichte der Arbeiterbewegung am Institut (später Akademie) für Gesellschaftswissenschaften beim Zentralkomitee der SED und schließlich dessen Leiter. Das 19. Jahrhundert mit der Revolution von 1848/49 als Höhepunkt, wie die Revolutionsforschung generell, das Wirken von Marx und Engels, ihrer Mitstreiter und Zeitgenossen bildeten die Schwerpunkte seiner Forschung, und sie tun dies bis in unsere Tage. In jüngerer Zeit hat er sich auch quellen-gesättigt der Geschichte Schlesiens zugewandt. Im letzten Jahrzehnt seines beruflichen Lebens war er als Direktor des Zentralinstituts für Geschichte an der Akademie der Wissenschaften, der wichtigsten Institution historischen Forschens in der DDR, tätig. Eine Auswahlbiografie der herausragenden Arbeiten des Autors hätte diese Publikation bereichert.

Was diese Memoiren auszeichnet, ist die Art und Weise, wie Schmidt die Entwicklung der Geschichtswissenschaft der DDR einschließlich seines Mittuns und seiner eigenen Verantwortung beschreibt. Er macht keine Abstriche an seinem Einklang mit der sozialistischen Idee und den Versuchen ihrer Umsetzung, seiner Verbundenheit mit dem Staat Deutsche Demokratische Republik und der sie führenden Partei. Aber er wägt besonnen Gelungenes und Missratenes gegeneinander ab, äußert sich kritisch auch zu eigenen Positionen und Veröffentlichungen, ohne Leistungen der DDR-Historiografie zu negieren.

Eine solche Diktion liegt auch seinen Betrachtungen der sogenannten Wende wie der ihr folgenden Jahrzehnte deutscher Einheit zu Grunde. Er war eingebunden in die Bemühungen der Akademie und ihres Geschichtsbereiches um eine Erneuerung aus eigener Kraft und Einsicht, die aber von der neuen Obrigkeit nicht zugelassen wurde. Was ihn auch nach seiner Ablösung als Direktor des Zentralinstituts vordringlich beschäftigte, war die Fortführung der Marx-Engels-Gesamtausgabe (MEGA II).

Selbstverständlich brandmarkt er den beschämenden Umgang mit der geistigen Elite der DDR im Allgemeinen und den marxistischen Historikern im Besonderen, aber er tut dies ohne Larmoyanz und lähmende Verbitterung, weil er sich – historisch geschult – die Geschehnisse als ein von Klasseninteressen, Siegermentalität und Antikommunismus geleitetes Vorgehen zu erklären vermag. Der abschließende Teil der Autobiografie steht unter der Überschrift „Der Beruf wird zum Hobby“. Die letzten Jahrzehnte waren für Schmidt – und dafür ist er dankbar – durchaus eine schaffenskräftige schöpferische Wissenschaftlerperiode. Allerdings mit der Einschränkung, dass die Wirksamkeit außerhalb der etablierten Historikerzunft, der Community, wie es neudeutsch heißt, erfolgt und deren Erträge meist in die linke historische Subkultur verbannt sind.

Diese Autobiografie darf in ihrer Spezifik vermutlich nicht ein den Memoiren von „Promis“ aus Politik, Kultur und Sport vergleichbares Echo erwarten. Für die Fachwelt und für historisch Interes-

sierte erweist sie sich indes als eine informative Fundgrube voller bedenkenswerter Anregungen.

Günter Benser

„Sich treu bleiben ...“. In memoriam Annelies Laschitzka (1934–2018). 67 Seiten, Helle Panke e.V.: hefte zur ddr-geschichte, Nr. 151, Berlin 2019.

Der plötzliche Tod der international anerkannten und geachteten Historikerin und Rosa-Luxemburg-Forscherin Prof. Dr. Annelies Laschitzka erschütterte ihre Kolleginnen und Kollegen sowie ihre Freundinnen und Freunde in aller Welt. Deshalb wurden die von Laschitzka zum Gedenken an den 100. Todestag von Rosa Luxemburg im Januar 2019 mit vorbereiteten Veranstaltungen unmittelbar auch zu einer Ehrung der Frau, die mehr als 50 Jahre das Leben und Werk von Rosa Luxemburg und deren Umfeld erforschte. So die internationale Konferenz am 9. Januar 2019 im Bundesarchiv Berlin (siehe „Mitteilungen“ Nr. 55, S. 37/38). Auch die vorliegende Publikation, herausgegeben und zusammengestellt von Marlene und Karlen Vesper, beruht auf einer im Rahmen der Reihe „Rendezvous“ von Helle Panke e.V. und dem Demokratischen Frauenbund am 11. Januar 2019 organisierten Veranstaltung.

Es ist nicht möglich, auf die 18 Beiträge im Einzelnen einzugehen. Sie vermitteln vielfältige Erinnerungen an die verstorbene Freundin und Kollegin und würdigen Laschitzkas außerordentlichen Beitrag zur Rosa-Luxemburg-Forschung

durch Werkeditionen und Monographien. Wie zum Beispiel Eckhard Müller, langjähriger enger Mitarbeiter, der über ihre Zusammenarbeit an der Luxemburg-Gesamtausgabe in seinem Artikel „Editionsarbeit ist Kärrnerarbeit“ berichtet (S. 22–29). Ursula Hermann erinnert sich an 55 Jahre Gemeinsamkeit und die enge Verbundenheit mit der Freundin (S. 15–17). In „Seit‘ an Seit‘ in turbulenten Zeiten“ würdigt Günter Benser insbesondere Annelies Laschitzas Rolle und Standhaftigkeit in den ersten Nachwendejahren (S. 11–14); während Manfred Neuhaus einige wichtige Stationen des wissenschaftlichen Werdegangs der Historikerin nachzeichnet, „Ad fontes – zu den Quellen“ (S. 8–10).

Als Hommage an das Forscherleben von Annelies Laschitzas bereichern außerdem Beiträge über Rosa Luxemburg und zum Gedenken an den Meuchelmord an Rosa und Karl Liebknecht die Publikation. In einem Debattenbeitrag geht u.a. Klaus Gietinger diesem „unge-sühnten Mord“ nach (S. 52-54). Michael Brie analysiert Luxemburgs Schrift „Zur russischen Revolution“ und vergleicht sie mit dem Aufbau einer Symphonie, um die von ihr beabsichtigte Zielrichtung und ihren Gedankenreichtum herauszuarbeiten (S. 45–51).

Die Gesamtheit der hier versammelten Beiträge vermittelt ein lebendiges Bild der Persönlichkeit von Annelies Laschitzas. Sie berichten von gemeinsamer Arbeit und gemeinsamem Ringen, von fröhlichen Runden und schweren Zeiten, von Konferenzen und Treffen mit einer warmherzigen und charmanten Frau,

deren Optimismus mitriss, und von ihrem beeindruckenden Lebenswerk.

Dagmar Goldbeck

Sabine Pannen: Wo ein Genosse ist, da ist die Partei! Der innere Zerfall der SED-Parteibasis 1979–1989, 360 Seiten, Ch. Links Verlag, Berlin 2018, ISBN: 978-3-96289-004-9, 40 Euro

Vor 30 Jahren endete die Existenz der SED-Herrschaft. Vielerorts wird dieser Tage daran erinnert, werden Geschichts- und Rollenbilder verfestigt oder modifiziert. In die Aufarbeitung der DDR-Geschichte sind Millionen geflossen, tausende Publikationen beschäftigen sich noch heute damit. Anders als in den neunziger Jahren ist mittlerweile mehr Sachlichkeit eingezogen. Die mit der finanziellen Unterstützung einhergehende politische Umklammerung der DDR-Forschung lässt nach, was wohl auch biologisch zu erklären ist: Jüngere Forscher sind nicht mehr unmittelbar mit der DDR verbunden, ob positiv oder negativ besetzt. Zu dieser Generation gehört die 1980 in Westdeutschland geborene und heute in Kopenhagen lebende Historikerin Sabine Pannen. Assoziiert als Doktorandin am ZZF Potsdam hat sie im Mai 2017 an der Humboldt-Universität bei Martin Sabrow und Dorothee Wierling über das letzte Jahrzehnt der SED aus Sicht ihrer Mitglieder promoviert. Bis heute ist der nahezu widerstandslose Zerfall der DDR und ihrer Massenorganisationen das wohl Erstaunlichste am Herbst 1989. Wie war es möglich, dass ein stabil erscheinenden-

des System innerhalb weniger Wochen kollabierte? Ein Ereignis, das selbst westliche Politiker kalt erwischte? Deren Agieren sowie die Handlungen der Spitzenfunktionäre in Moskau, Berlin und Budapest sind hinlänglich erforscht. Beteiligte Eliten haben ihre Memoiren veröffentlicht; Reformen, Oppositionelle, Bürgerrechtler erzählen ihre Versionen. Die Parteibasis der SED haben sich bisher jedoch nur wenige Wissenschaftler angesehen. Das verwundert etwas, denn auf dem Höhepunkt der Mitgliederentwicklung 1987 gehörten etwa 2.3 Millionen Menschen der SED an oder zählten zum Kandidatenkreis. Ca. jeder sechste DDR-Bürger war somit in der Partei. Honeckers Gesellschaftsmodell nach dem Motto „Wo eine Genosse ist, da ist die Partei“ musste bei solch einer Basis eigentlich auf festen Füßen stehen. Wie Sabine Pannen herausarbeitet, wurden diese in den letzten Jahren immer tönerner. Die Gründe sind mannigfaltig und liegen ihrer Meinung nach in politischen Entscheidungen der Parteiführung begründet, die in ihrer Summe dazu führten, dass das Vertrauen der Basis latent schwand.

„Eine historische Soziologie der SED-Mitgliederschaft steht bisher aus“ (25). Pannen will nun wissen, wie die einfachen Mitglieder tickten, warum sie montags nach Feierabend freiwillig in dröge Parteiversammlungen gingen, was ihr Antrieb für das Mitmachen war – und warum sie 1989/90 so plötzlich das sinkende Schiff verließen, dem sie zuvor die Treue geschworen hatten.

Sie beschreibt einleitend die Organisation einer zentralistischen „Partei Neuen

Typs“ mit der Dreigliederung in wenige Spitzenfunktionäre, Funktionseliten (in den 80-ern ca. 40%) und einfache Mitglieder. Für 1988 etwa weist die Mitgliedschaft einen Anteil von 33 Prozent Arbeitern aus. (44) Inwieweit es sich dabei tatsächlich um aktive Industriearbeiter handelte, lässt sich nicht mehr konstruieren. Sie beschreibt zudem die elitensoziologische Schließung im Laufe der Jahre – von der relativen Leichtigkeit einer Parteikarriere für Neumitglieder und loyale Quereinsteiger in den Anfangsjahren bis zur fast geschlossenen Reproduktion der Funktionselite in späteren Jahrzehnten.

Pannen stützt sich auf mehrere Quellen: Neben den wenig aussagekräftigen, da bürokratisch-formelhaft verfassten Parteiprotokollen und -dokumenten aus dem SAPMO-Archiv und dem Brandenburgischen Landesarchiv werden die Stimmungsberichte des MfS (ZAIG-Berichte) der 80-er Jahre hinzugezogen. Sie wurden heimlich erhoben und sagen schon mehr über die echte Stimmung in der Bevölkerung aus. Für die Endphase kommen zudem die Anfragen von SED-Mitgliedern zur Auswertung, die Ende 1989 in einer extra eingerichteten Kontaktstelle eingelaufen und im Archiv der Rosa-Luxemburg-Stiftung archiviert sind. Darüber hinaus stützt sich Pannen auf Interviews. Geführt hat sie sie mit zehn Zeitzeugen, die repräsentativ für 2300 SED-Mitglieder im Stahlwerk in Brandenburg an der Havel stehen sollen, einem roten Musterbetrieb in der DDR. Kritisch anmerken lässt sich hier, dass die Auswahl empirisch-methodisch recht dünn ist. Das Stahlwerk in Bran-

denburg ist zudem kein repräsentatives Untersuchungsobjekt, was auch der Autorin bewusst ist. Der männliche Stahlarbeiter war der SED besonders wichtig. Es war ein Vorzeigeproletarier, ein Vorbild – und kam entsprechend auch in den Genuss von Privilegien, Sonderleistungen und höheren Löhnen. In Anbetracht der harten Arbeit im Stahlwerk war dies sicherlich nicht unverdient. Dass die Autorin den O-Ton der Interviewten im breitesten brandenburgischen Dialekt wiedergibt, ist dabei eine stilistische Frage. Sie wollte offenbar mehr Authentizität erreichen. Ob ihr das gelungen ist, sollten die Leser selbst entscheiden. Die Meinungen gehen hier auseinander. Auf den Inhalt der Arbeit hat das allerdings keinerlei Auswirkungen. Ohnehin steht das Stahlwerk nicht im Zentrum der Untersuchung, sondern wird nur an manchen Stellen zur Untermauerung hinzugezogen. Wer eine Geschichte des Stahlwerkes lesen möchte, greife zu den Memoiren von Hans-Joachim Lauck (*Edel sei der Stahl, stolz der Mensch – Erinnerungen eines Kombinatdirektors und Ministers*, Berlin 2017)

Was Pannen beschreibt, ist der Unmut der Basis über die Parteiführung und die sich daraus ergebenden Probleme im Alltag: Das Informationsprivileg von Parteimitgliedern über politische Entscheidungen nahm in dem Maße ab, wie Probleme zunehmend vertuscht wurden und Nichtmitglieder dankt Westmedien teils früher informiert waren. Kader mussten zunehmend Missstände schönreden, statt Erfolge glaubhaft vermitteln zu können. Als Nichtbesitzer von Devi-

sen waren sie z.B. auch in Bezug auf die Intershop-Läden im Gegensatz zu DDR-Bürgern mit Westkontakten unterprivilegiert. Für die Reiseerleichterungen in den 80ern gilt Ähnliches, denn für Kader waren Westreisen oftmals schwieriger zu verwirklichen. Der Milliardenkredit von Strauß, das SED-SPD-Papier, das „Sputnik“-Verbot und die zurückhaltende Politik der SED-Führung gegenüber Gorbatschows Reformen brachten zudem so manches Mitglied zum Zweifeln und in Erklärungsnot. Aufgrund dieser und ähnlicher moralischer bzw. ökonomischer Probleme ging die Rolle und Funktion der Kader verloren. Für die anderen Mitglieder sah die Lage ähnlich aus.

Pannens Ansatz, diesen schrittweisen Verfall und Legitimationsverlust quellenbasiert aus der Sicht „von unten“ nachzuzeichnen verdient eine interessierte Leserschaft.

Alexander Amberger